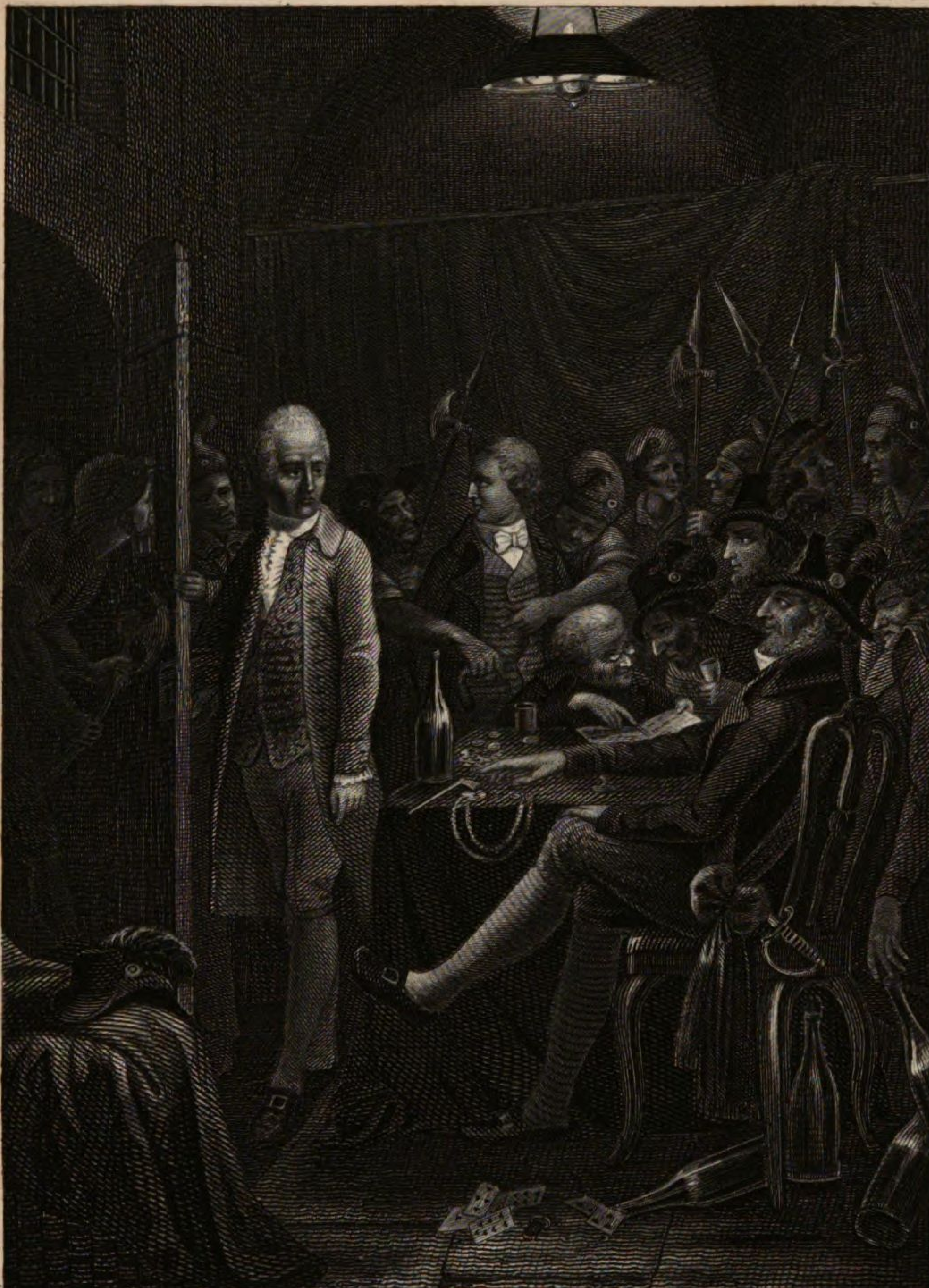
Ambach



Das

Volk und seine Verderber,

oder der

Triumph des irreligiösen Philosophismus und seine Folgen.

Eine zeitgemäße Erzählung
zur Befestigung guter Grundsätze verführerischen Principien gegenüber.

Der reiferen Jugend und dem Volke gewidmet.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Regensburg, 1874.
Volks- und Jugendschriften-Verlag.
[O. Manz.]



Das

Volk und seine Verderber,

oder der

Triumph des irreligiösen Philosophismus und seine Folgen.

Eine zeitgemäße Erzählung

zur Befestigung guter Grundsätze verführerischen Principien gegenüber.

Der reiferen Jugend und dem Volke gewidmet.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Regensburg, 1874.

Volks- und Jugendschriften-Verlag.

[G. Manz.]

Vorwort.

Das Räthsel ist gelöst, die träge Hand der Zeit
Hat den Beweis mit Blut uns hingeschrieben,
Daß Irreligion ein größ'res Uebel sei,
Als aller Fakir'n Schwärmerei;
Daß Beduinen, Caraiben
Und der Corsaren Brut, die Schrecken, Sklaverei
Und Meuchelmord rund um sich her verbreiten,
Daß selbst des Tigers Zahn und der Hyäne Wuth
Der Menschheit lange nicht so viele Qual bereiten,
Als falscher Weisen Uebermuth!

Pfeffel.

Merkwürdige Ereignisse umschloß das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es sank damals eine der ersten Nationen Europa's moralisch und physisch, und während ein vulcanisches Beben die Throne erzittern machte, wurden die Völker aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, um mit bewaffneter Hand die gesellige Ordnung bald umzustürzen, bald zu vertheidigen.

Wie damals in Frankreich, so begehren auch jetzt überall eine Menge Leute nach Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinschaft, Haß dem Gottesdienste und dem Königthume schwörend, und wie damals, so reihen sich auch in unsern Tagen finstere Pläne gleich Kettengliedern an einander, um das Volk in fortwährenden künstlichen Fieberträumen zu erhalten.

Es ist wohl von der größten Wichtigkeit, jene Mittel kennen zu lernen, durch welche am Ende

des achtzehnten Jahrhunderts dieses erstaunungswürdige Phänomen herbeigeführt wurde, kennen zu lernen jene Mittel, welcher sich die Umsturzpartei auch bei uns noch fortwährend bedient.

Es sollen hier insbesondere dem deutschen Jünglinge und der deutschen Jungfrau aus dem Beispiele der französischen Revolution die gefährlichen Meinungen und Kunstgriffe gezeigt werden, welche die Empörer benützten, um die Geister zu bestricken, die Herzen der Jugend zu verderben und die blödsinnige, leicht lenkbare Menge gegen die Anstalten aufzuhetzen, auf welchen ausschließlich die allgemeine Wohlfahrt ruht.

Ueber die Geschichte der französischen Revolution sind bereits gar viele Werke erschienen, und wenn man sonach von der damaligen Zeit redet, so erzählt man nichts Neues; bringt man aber die damalige Zeit mit der jetzigen in Vergleich, so möchte dieß insoferne nützlich sein, weil die Jugend daraus klar ersicht, daß man auch in unsern Tagen gerade so zu Werke geht, wie damals, als man beabsichtigte, die falsche Philosophie einen Triumph über Kirche und Thron feiern zu lassen, was auch vollständig gelang.

In nachstehender Erzählung ist versucht, mit charakteristischen Farben jene Aufwallungen zu schildern, zu welchen man die Köpfe erhitzte, wobei Alles in Ideen und Handlungen die Grenzen der natürlichen Ordnung überschritt, ein Theil des französischen Volkes halb wahnsinnig und halb verbrecherisch schien, während ein anderer Theil desselben durch seine heldenmäßige Geduld und Geistesstärke,

die ihn nie zum Theilnehmer der Verbrechen der Zeit werden ließ, jedes edle Gemüth für sich ansprechen mußte.

Der berühmte Lamartine sagt selbst, indem er die französische Revolution bespricht: „Das Verbrechen hat Alles verdorben, indem es sich in die Reihen der Revolution mischte.“

Man darf jedoch glauben, daß sich das Verbrechen stets in die Kämpfe der Revolution mischen werde, weil man zu thatsächlicher Ausführung die Fäuste des Pöbels bedarf, der keinen wahren Begriff von edler Freiheit hat. Erreicht eine Revolution gegen den Thron ihren Endzweck, die Republik, so tritt während der sogenannten republicanischen Freiheiten der Despotismus krasser hervor, als unter dem Bestande des Thrones.

Es war das Volk während der französischen Revolution jedoch schon so sehr von den sogenannten Freidenkern im Voraus bearbeitet, daß es gegen die Herabwürdigung seiner selbst Nichts mehr einzuwenden hatte; kaum war die philophische Freiheit proclamirt und das Königreich in eine Republik umgewandelt, so trieb man auch schon in dem ganzen unglücklichen Lande freie Menschen ohne Unterschied des Standes, des Alters und des Geschlechtes, ohne vorhergegangene Anklage in die düstern, lautlosen Gefängnisse; alles Gefühl war in den Herzen der Volksvertreter gänzlich erstorben und dennoch nannten sie sich, gleichsam zum Hohne, die Wiederhersteller verlorener Menschenrechte.

Vor der französischen Revolution schrieb der Franzose La Harpe: „Die Unmenschlichkeit kann den

Unglücklichen alle Hilfe versagen, daß sie aber so weit gehen sollte, an den Leiden derselben ein Vergnügen zu finden, das glaube ich nicht, und wenn ja dieser äußerste Grad von Verdorbenheit existirt, so muß er sehr selten sein."

So schrieb La Harpe vor der französischen Revolution; als er aber diese philosophische Revolution in ihrer ganzen von Blut und Thränen übertünchten Glorie geschaut hatte, gestand er, er sei vom Gegentheile überzeugt, indem er mit ansehen mußte, wie ganze Jahre hindurch die revolutionären Unterdrücker an den Leiden der in den Staub getretenen Menschheit ein teufliches Vergnügen gefunden und daß alle Keime von Gottlosigkeit, die bisher nur im Menschen verborgen gelegen, da ihre Entwicklung fanden.

Daß jetzt überall der irreligiöse Philosophismus seine Fortschritte macht, kann wohl nicht geleugnet werden, und gerade weil es nicht geleugnet werden kann, so thut es vor Allem noth, die Jugend zu überwachen und rechtliche, auf Moral und Religion gestützte Grundsätze derselben beizubringen.

Wer sich in den Kreisen Gebildeter, wie auch unter dem Volke umschaut, der kann nicht leugnen, daß Voltaire zahlreiche Schüler habe. Bei Hohen und Niedern werden seine Grundsätze wiedergekäut und nachgebetet und auf Voltaire's Schriften gestützt scheuen sich sogenannte Aufgeklärte nicht, aller Sittlichkeit Hohn zu sprechen, die ehrwürdigsten Dinge in der Welt zu lästern und die sichersten Stützen der Ruhe und des Trostes für das ganze menschliche Geschlecht zu untergraben; sie scheuen sich nicht, die kräftigsten Grund-

säße des Rechts, der Ordnung und des Anstandes über den Haufen zu werfen, über Gott, Unsterblichkeit, Gericht und Vorsehung zu lachen, den Werth der Tugend und Unschuld lediglich aus den äußern Folgen, die sie auf unsere Gesundheit und unser Ansehen in der Gesellschaft haben, herzuleiten und überhaupt sich eine Ehre daraus zu machen, Nichts zu glauben; selbst an öffentlichen Orten, bei Vergnügungen und sonstigen Zerstreuungen hört man häufig die Religion lästern und Alles, was auf positiven Glauben hinzielt, lächerlich machen.

Diese Verderber des Volkes, die sich die Aufgabe gesetzt zu haben scheinen, alle Länder und auch Deutschland zu entchristlichen, wie dieß Mirabeau beim Beginne der französischen Revolution für Frankreich beantragte, sollen hier gezeichnet und alle jene Mittel, deren sie sich bedienten, der Jugend veranschaulicht werden, damit sie nicht durch die verlockende Sprache dieser nimmermüden, stets fortwühlenden Verderber verführt und zu Grunde gerichtet werde.

Dieselben scheußlichen Keime, wie sie während der französischen Revolution zum Vorscheine kamen, schlummern auch in den Massen des Pöbels aller Länder und Staaten und brauchen nur geweckt zu werden. Erinnere man sich in Deutschland an die Bluttage in Frankfurt und an das mit kannibalischer Wildheit ausgeführte Hinschlachten eines Auerswald und eines Lichnowsky, wie auch an den empörenden Mord des greisen Latour und anderer unglücklicher Opfer. Man sagte, in diesen Blutscenen habe sich der gewaltige Wille des Volkes geoffenbart. Wie beleidigend für das Volk ist diese Aeußerung,

wodurch es mit dem Pöbel verwechselt wird, denn nur dieser war es, der eine Offenbarung der Gemeinheit, des Blutdurstes und der Irreligiosität in jenen Gräueln kund gab.

Verderber des Volkes gibt es unter allen Classen, und nicht nur durch Revolutionspredigten und durch das Beibringen religionsfeindlicher Grundsätze, sondern auch durch Handlungen, die das Zutrauen rauben, durch fortwährend unterhaltene Wirren, wobei durch Mangel an Zutrauen der Credit leidet und Verkehr und Absatz stocken, wird das Volk verdorben; denn der Gedanke, da Selbsthilfe zu versuchen, wo man vergebens Hilfe erwartete, kommt durch wachsende Unzufriedenheit wie durch eine elektrische Kette plötzlich in die Massen herein.

Es thue deßhalb Jeder das Seine, auf Gott vertrauend und gestützt auf das gute Recht; es verscheuche Jeder, ohne Ansehen des Ranges und der Person, das frostige Gespenst des Egoismus aus seiner Brust und wirke Gutes nach Kräften; dabei sei er offen, wahr und ehrlich und Gott und der guten Sache treu, dann wird sich die Gewalt der Verderber, seien sie, wer sie auch wollen, machtlos brechen und trotz aller Gelüste wird dann jener irreligiöse Philosophismus weder einen Sieg über die Throne noch über die Kirche feiern; die Stürme werden dann schweigen, der Alpdruck wird von manchem gepreßten Herzen weichen und der von trüben, traurigen Bildern umlagerte Blick wird frei sich klären.

Möge durch nachfolgende Erzählung manch' guter Grundsatz in die Herzen der reiferen Jugend gelegt werden!

I.

Ahnungen.

Jene Menschen, welche, wenn die rothe Fahne überall zu gegenseitigem Brudermorde die Fäuste bewaffnete, die Welt aus ihren Angeln heben würden, suchen nebst der Hinwegtilgung des Glaubens auch die Geschichte um ihr unbestrittenes Recht zu bringen, ein strenges, unerbittliches Gericht über die Todten zu halten. Die Thatsachen aus der ersten französischen Revolution werden zu Parteizwecken entstellt und zur Nachahmung anempfohlen. Blutbefleckte Scheusale, wie Robespierre, Marat und Andere, über welche die Geschichte längst den Stab brach, werden fort und fort von einer gewissen Partei aus der Hölle in den Himmel versetzt und als nachahmungswürdige Beispiele aufgestellt.

Da wird man denn zu der höchst wichtigen Frage veranlaßt, welcher von den durch die Geschichte Verdammten und doch wieder so hoch Gefeierten der wahre Volksfreund und der eigentliche Träger des echten revolutionären Principes gewesen sei, da ja fast Alle einander des Volksverraths bezichtigten und sich gegenseitig auf das Blutgerüst lieferten; auch stehen sie Alle in den Protokollen des Revolutions-Tribunals als Volksverräther, „gerichtet durch sich selbst,“ verzeichnet.

Nur halb verrückte politische Schwärmer können einen Robespierre und Marat vergöttern!

Falsche Vorstellungen und Begriffe erzeugen falsche Handlungen, und in wehmüthigem Ernste fragt man, was aus der Welt und aus der Menschheit würde, wenn unsere Jugend, statt sich die Helden und Weisen des Alterthums zum Muster zu nehmen, an den blutigen Ausschweifungen jener französischen Schreckensmänner Gefallen fände, und sie, die — mit dem Fluche des Jahrhunderts beladen — von dem Fallbeile getroffen wurden, etwa gar als Märtyrer betrachten würde.

In Paris rafften die Schreckensmänner zusammen, was die Bevölkerung der Vorstädte Schmutziges und Wildes in sich schloß. Aus der einen Hälfte bildeten sie das Personal der Volksvereine und der Galerien des Gemeindehauses, des Jakobiner-Clubs und des Convents, mit einem Taglohn von drei bis fünf Franken; aus der andern Hälfte, die zwei Franken täglich bekam ohne das, was der Raub einbrachte, bildeten sie die Revolutions-Armee von Ronsin, die mit wandernden Guillotinen umherzog. In der Provinz organisirten sie mit dem Auswurf der Städte, Flecken und Dörfer die 50,000 der revolutionären Ausschüsse, von welchen 25,000 mit täglich fünf Franken die Person bezahlt wurde.

Danton, Marat, Saint Just und Robespierre haben daher nicht die Arbeit begünstigt; nicht der Arbeit boten sie einen Lohn, sondern der Verschwörung und der Emeute.

Da die Revolution bis zum Consulat der Kampf dreier Parteien um die Gewalt war, und alle drei eine nach der andern denselben Weg verfolgten, um bei dem gesteckten Ziele, dem Schaffote, anzukommen, so war das Volk unabläßig der Gegenstand derselben Schmeicheleien

und das Opfer derselben Täuschungen. Keines der Parteihäupter dachte jemals im Ernste an etwas Anderes, als es für seine Zwecke auszubeuten und herabzuwürdigen, denn bei allen gemeinsamen Verrichtungen waren dem Volke stets die niedrigsten vorbehalten. Das wahre Volk litt am schwersten bei der Revolution, denn das Volk war es, welches dem Schaffot die größte Zahl der Opfer lieferte.

Nicht Jeden gelüstete nach dem Solde der Schreier der Clubs, die allein von dem Wohlfahrts-Ausschusse bezahlt wurden, denn das wahre Volk, der rechtschaffene Arbeiter, arbeitete, er raubte und mordete nicht; jene gezahlten Banditen aber wurden die grimmigsten Feinde des wahren Volkes, welches arbeitete, an Gott glaubte, seine Kinder heimlich taufen ließ und schweigend den Sturz des Bluttribunales und der Tyrannen abwartete.

In Folge Fälschung der Geschichte glaubt man allgemein, das Messer der Guillotine habe den Adel, die Priester und die Bevorrechteten der alten Regierung allein getroffen.

Ein schwerer Irrthum! Das wahre Volk, der Arbeiter, der Bauer, der Taglöhner, sie sind es, die dem Henker die meiste Beschäftigung gegeben. „Wir haben die Geduld gehabt," schreibt ein französisches Blatt, „12,000 Todesurtheile der Revolutions-Tribunale zu prüfen — nur einen kleinen Theil der wirklich gefällten — denn das Tribunal von Paris hat für sich allein 12,000 Personen, Männer, Frauen, Greise und Kinder dem Tode überliefert. Unter jenen 12,000 waren 3193 Bauern aus der Vendée, aus Poitou und der Bretagne, 2212 Handwerker, 1273 Bürger, kleine Gutsbesitzer, kleine Rentiers, 778 Bauernbursche, 767 Priester und Ordenspersonen, 715 Soldaten, 708 Weiber, Mäd-

chen, Mägde, Näherinen, 639 Adelige, 585 Advocaten, Notare, Gerichtsdiener, 530 Fabricanten, Kaufleute, Kaufmannsdiener, 244 Bediente, Köche, Kammerdiener, 156 Wirthe, Weinhändler, 76 Aerzte und Chirurgen, 73 Matrosen, 49 Lehrer, 46 Gelehrte, 21 Schauspieler. Das eigentliche Volk hat unter 12,000 Schlachtopfern also 7960 geliefert, d. h. zwei Drittel des Ganzen."

Unter drei auf das Schaffot gesendeten Schlachtopfern waren durchschnittlich zwei Arbeiter. Diese Inschrift sollten alle öffentlichen Denkmäler tragen, statt jener empörenden Parodie der revolutionären Lehren: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

Solche Denkmäler würden den Arbeitern, wohlverstanden den wahren Arbeitern, beweisen, welch' thörichtes Werk es ist, wenn sie ein ehrbares Leben und die Arbeit verlassen, um das Gefolge und das Auditorium tagdiebischer Schwätzer und Schreier zu bilden.

Auch würden solche Denkmäler allen politischen Windbeuteln, allen Ehrgeizigen und jenen herzlosen Tribunen, welche ihr Glück auf den Untergang Anderer bauen, sagen, wie viele Gebeine hingeschlachteter Männer aus dem Volke es bedarf, um ihnen zum Fußgestell ihrer Eitelkeit zu dienen, wie auch der Mittelstand ersehen würde, daß, wenn die Arbeiter die erste Schichte der Guillotinirten bilden, er nothwendig die zweite bilden werde und daß er immer mit seinem Kopfe und mit seinem Vermögen die revolutionären Gelüste bezahle, die ihn bisweilen zum Mitarbeiter am Sturze der Regierung machen.

Schließlich würden solche Denkmäler Allen beweisen, was von jenen schamlosen Geschichtschreibern zu halten sei, welchen es gelungen ist, viele sonst rechtliche Leute zu bereden, Robespierre, Danton, Saint Just und Marat seien

wohl die Geißel der Bevorrechteten, aber die Freunde des Volkes gewesen. — —

Fanatiker, das war der Name, der während der französischen Revolution Jedem gegeben wurde, der noch Religion kund gab, denn Mirabeau hatte förmlich den Antrag gestellt, das Volk zu entchristlichen.

Das geringste Zeichen einer religiösen Handlung war damals ein ungeheures Verbrechen und man war genöthigt, ein Gebetbuch, ein Crucifix oder ein Heiligenbild eben so sorgfältig zu verbergen, wie ein Räuber seinen Raub.

Gefängniß oder Tod, das waren die unausbleiblichen Folgen jeder Anhänglichkeit an die Religion ohne Unterschied des Standes, des Geschlechtes und des Alters.

In jener Zeit nun, in welcher das Antlitz der Gnade sich gänzlich von Frankreich und besonders von Paris abgewendet zu haben schien, gingen zwei Männer spät Abends durch eine dunkle, von keinem Laternenschimmer erhellte Straße, denn der Pöbel, der sich stets im Dunkel am wohlsten befindet, hatte den größten Theil der Beleuchtung zerstört.

Einer der Beiden war ein hochgewachsener, greiser Mann, der Andere, nach der Aehnlichkeit der Gesichtszüge zu schließen, sein Sohn, der, schlank und kräftig gebaut wie der Vater, etwa sechsundzwanzig Jahre zählen mochte.

An dem Tage, dem nun eben die Schatten der hereinbrechenden Nacht folgten, hatte man in Paris die Heiligthümer der Altäre in den Koth getreten, und eine mißbilligende Geberde genügte, um erschlagen zu werden.

Eine Woche früher schon hatte der entchristlichte Pöbel sechzig Bäuerinen aus der Auvergne nach Paris in's Gefängniß du Plessis, in die Vorkammer des Todes, gebracht, weil sie die heilige Messe angehört hatten. Eine

Mutter ward guillotinirt, weil sie ihr Kind das Zeichen des heiligen Kreuzes machen ließ, und zu Arras wurde ein sechzigjähriger Mann nur deßhalb zum Tode geschleppt, weil er gebetet hatte. Unter Androhung der schwersten Strafe durften die Schullehrer mit den Knaben Nichts mehr von Religion reden, und auf den Gottesäckern wurden die Kreuze zertrümmert und verbrannt, um selbst von den Plätzen der Begräbniß Alles zu entfernen, was ein Zeichen der Religion war.

An all' diese verübten Gräuel und Schrecken mochten die beiden Männer denken, die schweigsam durch die dunkle Straße hinwandelten, denn ihre Gesichter waren so finster wie die Wolkenmassen, die über Paris hingen, das unermeßliche Häusermeer gleichsam wie mit einem riesigen Sargdeckel überwölbend.

„Jetzt ist es weit gekommen in unserm armen Vaterlande," sprach da der Greis, zu dem Sohne sich wendend, „denn ein Mann kann seiner sterbenden Gattin nicht mehr den Trost versprechen, daß sie nach den Gebräuchen ihrer Religion, begleitet von dem religiösen Gesange ihrer Brüder und Verwandten, in ihre letzte Wohnung gebracht werde, und in einer dem Frieden des Todes geweihten Erde sicher gegen alle Mißhandlungen ruhen solle. Ein Kind kann nicht mehr hingehen, am Grabe seiner Eltern zu weinen, seitdem die revolutionäre Wuth, nicht zufrieden, die Geißel der Lebendigen zu sein, sich auch als Feind der Verstorbenen erklärte."

„O schweigen Sie still!" sprach da Hektor zu dem über das Blutvergießen und über die Tempelschändung erzürnten Vater; „die Wände haben Ohren und selbst im Dunkel und im Hauche der Luft lauert Verrath."

„Ja, Du hast recht," entgegnete da der Greis, die

Hand des Sohnes mit Wärme drückend, „doch glaube mir, Hektor, ich würde nicht schweigen, thäte ich es nicht aus Liebe zu Dir.“

Lautlos setzten die Beiden ihren Weg fort, und langten endlich an einem hohen, stattlich aussehenden Hause an, das einst ihr Eigenthum war. Ich sage „einst“, denn jetzt gab es wahrhaftig kein unangefochtenes Eigenthum mehr, seit die der Revolution dienenden Spione sich aller Orten auf die Lausche legten und eine mißliebige Denunciation vollkommen hinreichte, einen Besitzenden um sein Eigenthum und auch wohl um sein Leben zu bringen.

Hektor zog die Glocke; schüchtern öffnete ein Diener, der erst wieder freier aufathmete, als er in den Eintretenden seinen Herrn und den Sohn desselben erkannte. Eine Lampe ergreifend, leuchtete er Beiden die Treppe hinan.

Oben angelangt, begab sich der alte Herr, der sich müde und erschöpft fühlte, sogleich in sein Schlafgemach; sein Sohn aber, dem gemeldet wurde, der Schriftsteller Suleau befinde sich schon seit einer Stunde im Empfangssaale, auf ihn wartend, begab sich sogleich dahin.

François Louis Suleau, ein ehrlicher Picarde, war der Herausgeber des „Journal politique“; er war ein muthvoller junger Mann, dem ein edles und dem Könige treu ergebenes Herz in der Brust schlug. Zu diesem trat nun Hektor in den Empfangssaal, drückte ihm herzlich die Hand, die ihm dieser entgegenstreckte, und hieß ihn dann, ihm auf sein Zimmer folgen. Dort angelangt, nahmen die beiden Freunde eine bescheidene Abendmahlzeit ein, dabei aber wenig Eßlust zeigend, und als die Teller und Gerichte von einem Diener hinweggenommen waren, ließen sie die mit Wein gefüllten Gläser an einander klingen, aus gepreßter Brust rufend: „Auf bessere Zeiten!“

Eine gute Weile saßen sich die Beiden schweigsam gegenüber, welche Stille Hektor endlich mit den Worten brach: „François, mir bangt in Wahrheit für Dich.“

„Weshalb, Hektor?“ entgegnete Suleau, den Kopf, der ihm auf die Brust herabgesunken war, erhebend und das Auge, wie eben aus einem Traume erwacht, auf den Freund richtend.

„Ja, François, ich fürchte für Dich,“ wiederholte Hektor, „und zwar lediglich aus dem Grunde, weil das, was Du bereits geschrieben und was Du Dich auch an keinem Orte auszusprechen scheu'st, die Aufmerksamkeit aller Freunde und Feinde des Königsthums auf Dich lenkte, so daß Dich die Jakobiner schon seit geraumer Zeit mit dem Auge des Hasses betrachten, wie sie überhaupt jeden Aristokraten beschauen; die Schärfe Deiner Feder fürchtend, beschlossen die Verschwornen gewiß längst Deinen Untergang und warten, wie es mir scheint, bloß auf einen günstigen Augenblick, um einen eben so muthigen als gefährlichen Gegner zum Schweigen zu bringen.“

Suleau entgegnete Nichts, und versank, wie zuvor, wieder in Gedanken; Hektor betrachtete mit einem Antlitz voll Wehmuth und Theilnahme den nach seiner Meinung schwer bedrohten Freund. Er rechnete hierin auch ganz richtig, denn die Männer der damals angestrebten Freiheit wollten niemals eine andere Meinung dulden als die ihrige und glichen in dieser Beziehung ganz ihren Gesinnungsgenossen unserer Tage. Jeder, der mit ihnen in Ein Horn stieß, war ein Mann des Volkes, würdig dessen Vertrauens und so viel werth, um auf dem Kampfplatze der Politik eine Rolle zu spielen. Der aber, der trotz der hoch gepriesenen Redefreiheit in seiner Rede eine andere Meinung kund gab als die ihrige, wurde bei jeder Gelegenheit

verdächtigt, herabgesetzt und als Apostat, Renegat, Aristokrat, mit Einem Worte als Reactionär oder, wie es damals hieß, als Contrerevolutionär bezeichnet, verdächtigt und von dem souveränen Volke in den Bann gethan.

Suleau war auch ein mit diesem Bann Belasteter, zugleich war er aber, obschon königlich gesinnt, ein weit aufrichtigerer, uneigennützigerer und edlerer Verfechter der wahren Freiheit, als mancher der ehrgeizigen Schreier und der lärmenden Volksredner, die man damals fast vergötterte.

Suleau griff das Schlechte an, wo er es nur immer traf, er that dieß jedoch als ein besonnener Tadler, der sich auf dem Boden des Gesetzes bewegt; nie aber rief er, um einem Uebel zu begegnen, ein größeres Uebel durch eine zur Revolution auffordernde Predigt hervor; er hielt Fürsten und Könige durchaus nicht für allweise und für unfehlbar und war im Gegentheile von häufigen Fehlern derselben vollkommen überzeugt; eine wohlanständige ernste Sprache und Vorstellungen in derselben Form, das schienen ihm jedoch die geeigneten Mittel, um solchen Fehlern zu begegnen; Rebellionen aber haßte er und zwar lediglich, weil er das Volk liebte, das wahre Volk, nicht aber Tagdiebe, Räuber und Mörder, die in der Regel jede Volkssache, in die sie sich während der Wirren des Aufruhrs mischen, beschmutzen und ihr den Stempel der Gemeinheit aufdrücken.

Solche Wirren wünschte Suleau vermieden, denn er warf auch das Auge des moralischen Denkers auf die Jugend, die das künftige Geschlecht bilden soll und welcher gewiß das gefährliche Gift eingeimpft wird, wenn das Laster alle Blößen vor derselben enthüllt und in scham-

loser Nacktheit alle Gräuel verübt, dieselben als Heldenthaten bezeichnend.

Suleau, bisher noch immer in Gedanken versunken, dem Freunde gegenüber sitzend, der, wie schon erwähnt, sein edles bleiches Antlitz mit inniger Theilnahme und mit schlecht verhaltenem Schmerz betrachtete, griff jetzt in die Tasche, nahm eine Nummer seines „Journal politique" heraus, entfaltete das Blatt und las eine Stelle, die wörtlich also lautete: „Nur mit Schaudern richte ich „meinen Blick auf eine Laufbahn, die bald von Blut„strömen und von einer Sündfluth von Unglücksfällen „überschwemmt sein wird; vielleicht werden schon meine „ersten Schritte in dieser Arena des Blutgemetzels und „eines allgemeinen Unglücks durch eine Katastrophe be„zeichnet werden. Eine düstere Ahnung und ich weiß nicht „welche Beklommenheit lassen mich ein grauenvolles Ende „ahnen. Diese unheimlichen Vorgefühle können zwar die „Farbe meiner Wangen bleichen, aber weder meinen Muth „noch meine Feder einschüchtern."

Als Suleau so gelesen, übergab er seinem Freunde das Blatt und sagte: „Du siehst, Hektor, daß ich Deine Ansichten, mir stehe in nächster Zukunft Böses bevor, vollkommen theile, und da ich mich sehnte, Dich einen Blick in das Geheimniß meiner Ahnungen werfen zu lassen, so begab ich mich heute zu Dir. Obgleich ich jedoch fühle, mein Lebensweg werde bald zu Ende gehen, so soll doch Nichts meinen Muth erschüttern, wie ich dieß auch öffentlich in meinem Journale aussprach."

„Dieses offene Bekenntniß ist männlich und ehrenhaft, aber es ist nicht klug, denn es wird nur die Rache beflügeln," sagte tief erschüttert Hektor. Suleau nickte mit dem Kopfe, als sei er mit dem einverstanden, was der

um ihn besorgte Freund bemerkte, dann drückte er ihm die Hand und die Worte: „Wie Gott will," schwebten leise von seinen Lippen.

Noch einmal ersuchte Hektor den muthigen Schriftsteller, wohl auf seiner Hut zu sein, und sagte ihm dann, Suleau's Erschöpfung wahrnehmend, in herzlichem Tone: „Gute Nacht."

Als Suleau die Treppe niederstieg und bald darauf hinaustrat in die von spärlichem Sternenschimmer wenig erhellte Nacht, wunderte er sich, daß er von all dem, was er Hektor mittheilen wollte, eigentlich gar nicht sprach; die Schuld hievon war Hektor's Ahnung, Suleau werde Böses widerfahren, welche Ahnung Suleau selbst bereits in sich herumtrug und offen und ehrlich in seinem Blatte, wie bereits erwähnt, ausgesprochen hatte.

Ganz verstimmt und in Gedanken vertieft schlenderte Suleau an den dunkeln Wänden der Häuser hin; traurige Bilder und eine Menge blutiger Scenen breiteten sich vor dem Auge seiner Seele aus. Die in seinem Innern durch die bösen Zeitverhältnisse wach gerüttelte Unruhe beflügelte seine Schritte, so daß er bald in einem ganz entfernten Stadttheile ankam, und aus wachen Träumen sich loswindend, nun ernstlich an die Heimkehr dachte.

Da erschallten plötzlich lärmende Bravorufe, offenbar aus weiblichen Kehlen geschrieen. Suleau blieb stehen und erhob den Kopf zu den von Licht erhellten Fenstern eines umfangreichen Gebäudes, in welchem einer der revolutionären Frauen-Clubs Sitzung hielt.

Obgleich erschöpft, fühlte Suleau doch keine Anwandlung des Schlafes, und um dieses Treiben, wenn auch aus der Ferne, etwas zu mustern, drückte er sich in den Schatten einer Mauernische und blickte unver-

wandt zu den Fenstern empor, hinter welchen es gar lärmend herging.

Einen matten Schein goß der aus einem Wolkengebirge auftauchende Mond auf Suleau's bleiches Antlitz herab, wodurch er, bewegungslos an der Mauer lehnend, einen geisterhaften Anblick gewährte.

II.

Ein Fackelzug.

In dem hohen umfangreichen Saale, zu dessen Fenstern Suleau's blasses Antlitz aufblickte, und durch welchen noch die Schwingungen kaum verhallter Bravo's hintobten, war eine zahlreiche Menge von Frauen versammelt, die theils phantastisch gekleidet, theils bewaffnet waren.

Dem Lärm folgte, als eine Rednerin die Tribüne bestieg, lautlose Stille und die theils auf Bänken Sitzenden, theils an den Wänden Lehnenden richteten ihre Blicke auf Rose Lacombe; es war dieß eine Schauspielerin ohne Anstellung und die Vorsitzende des revolutionären Frauen-Clubs.

„Die Zeit des Handelns," rief nun Die, auf welche Aller Augen gerichtet waren, von der Rednerbühne herab, „klopft mit gewaltigem Hammerschlage an unsere Herzen, und jede Schwester, die sich in unserm Club befindet, fühlt, wie ich lebhaft überzeugt bin, daß die Zeit des Petitionirens vorüber sei. Wacht nun auf und treibet mit der Energie des Muthes und der Thatkraft jedes Gefühl von Schlaffsucht aus Euern Wimpern, blicket hell und klar, und überzeuget Euch, daß Frankreich am Abgrunde des Verderbens steht! Die Reaktion wagt es

wieder, ihr Haupt zu erheben, bestrebt, die Keime der eben aufgeblühten jungen Freiheit hohnlachend zu brechen; und während Eure Männer, Eure Söhne, Eure Brüder und Eure Freunde müssig die Hände in den Schooß legen, schmiedet die Hofpartei und die schamlose Camarilla in Verbindung mit dem heuchlerischen Pfaffenthume neue Pläne zur Knechtung unserer mit Blut erkauften Freiheit und zur Vernichtung unserer glorreichen Errungenschaften. Es ist daher an uns, meine Schwestern, der Welt ein Beispiel zu geben — ein großartiges Beispiel! An uns ist es, zu beweisen, daß wir Töchter und Frauen Frankreichs sind, an uns, unsere Gatten, Brüder und Söhne zu beschämen! Unsere Aufopferung beweise unsern Männern, daß sie sich wie alte Weiber benehmen, welche schwätzen statt handeln, welche in Zweifeln hin und her schwanken statt festzustehen, welche bitten statt fordern, welche hin und her streiten, statt das Schwert zu schwingen und das Wenige, was wir den Klauen der Despotie abgetrotzt haben, siegreich zu behaupten. Die Freiheit ruft! Folgt ihrem Rufe!"

Ein tausendstimmiger Bravoruf durchdröhnte wiederholt die Hallen des Sitzungssaales.

„Die Freiheit ruft!" schrieen alle Frauen, „ja, Schwester Präsidentin, wir folgen Deinem Rufe."

Suleau, noch immer bewegungslos unten an der dunkeln Mauer lehnend, zog die Stirne in ernste finstere Falten, denn das unweibliche Treiben der in den Stunden des Schlafes über ihm lärmenden Mütter und Töchter widerte ihn an.

„Ich bitte um's Wort!" rief da oben im Saale eine wohltönende Stimme.

Die Präsidentin blickte in den Knäuel, aus welchem

das Wort begehrt wurde, und zu der Menge gewendet, sprach sie dann: „Die Bürgerin Thèroigne hat das Wort".

Wie zuvor, trat auch jetzt lautlose Stille ein und eine schlanke imposante Frauengestalt mit schwarzen fliegenden Haaren und einer dreifarbigen Cocarde in den Locken, schwang sich rasch und behende, wie ein junger Panther, auf die Tribüne. Um ihre Hüfte gegürtet trug sie ein zweischneidiges Schwert, und zwei Pistolen glänzten beim Kerzenschimmer in ihrem Gürtel. Bevor sie noch sprach, wurde sie von einem wüthenden, nicht zu beschreibenden Jauchzen und von allgemeinem Beifalle begrüßt.

„Habt Ihr vernommen, Schwestern," begann die schöne Rednerin, „was das Oberhaupt unseres Vereins Euch eben an's Herz legte?"

„Bravo! Bravo!" schrieen da einige voreilige Stimmen.

Thèroigne warf einen flammenden Blick um sich, ungehalten rufend: „Ersparet Euch unzeitigen Beifall! Vaterlandsliebe fordert mich auf, zu Euch zu sprechen, und nicht Ehrgeiz ist es, der mich auf die Bühne ruft."

„Vive Thèroigne!" schrieen da wieder eine Menge Stimmen.

Thèroigne stampfte mit dem Fuße, rufend: „Schweigt, und laßt mich reden."

Da ergriff Rose Lacombe die Glocke und gebot im Namen der Statuten Ruhe.

„Ruhe! Ruhe!" schrieen die Weiber wie aus Einer Kehle toll lärmend durch einander, und nachdem auf diese Weise noch einmal recht spectakelt wurde, trat endlich Ruhe ein.

„Habt Ihr vernommen," wiederholte da Thèroigne, „daß die kaum zur Erde geworfene Aristokratie es von Neuem wagt, sich gegen die geheiligten Rechte des souveränen Volkes zu erheben?"

„Ja, wir haben es vernommen!“ riefen die Weiber.

„Wenn man nun erfährt,“ fuhr Thèroigne fort, „ein schlechter Streich werde gegen irgend Jemanden, den man liebt, vorbereitet, ist es dann genug, daß man dieß bloß vernommen hat, oder ist es Pflicht, mit aller zu Gebote stehenden Kraft dagegen zu handeln?“

„Man muß dagegen arbeiten!“ ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Ja, man muß dagegen arbeiten, das ist der rechte Ausdruck, man muß handeln!“ rief Thèroigne, „und uns den Vorkämpferinen der göttlichen Freiheit, die wir die Ersten bei der Erstürmung der Bastille, die Ersten beim Zuge nach Versailles gewesen, uns liegt das Handeln vor allen Andern als Gewissens- und Pflichtsache am Herzen.“

„Bravo!“ schrie der ganze Chorus, und Thèroigne, stets mehr sich erhitzend, fuhr fort: „Dürfen wir Frauen von Paris es zugeben, daß ein volksfeindlicher Hof, ein freiheitstödtendes Ministerium länger noch mit der Souveränität des Volkes hirnverbrannten Spott treiben, das Vereinsrecht beschränken, und die Preßfreiheit, das heiligste Palladium aller andern Freiheiten, ungestraft verkümmern darf?“

„Nein!“ lautete ein lang tönender einstimmiger Schrei.

„Gut denn,“ sprach Thèroigne, sich stolz in die Brust werfend. Sie schwieg einige Augenblicke, dann declamirte sie in der vorerwähnten Art: „Soll die lernäische Schlange dieser nichtswürdigen Aristokratie mit Einem Schlage vernichtet werden, so dürft Ihr nicht wie die feigen Männer, die im Schooße der gesetzgebenden Versammlung mit gelehrten Floskeln um sich werfen, mit Nichts erzielenden Redensarten die Zeit länger tödten, son-

dern zur That müßt Ihr übergehen, zu Kampf, Wagniß und Gefahr! Mich werdet Ihr stets, wenn es gilt, an Eurer Spitze sehen. Ehe die Sonne dreimal mit dem Monde wechselt, schlägt die lang ersehnte Stunde der Rache; dann, dann," rief die phrasenhafte Rednerin, eine Pistole aus dem Gürtel ziehend, „ist die Zeit gekommen, wo Ihr Euch löwenmuthig und siegestrunken gleich den Amazonen waffnen und den Bayonneten Eurer Feinde entgegenwerfen müßt, um sie zu vernichten und wie Unkraut zu zertreten. An die Pforten der Tuilerien, innerhalb welcher ein treuloser Tyrann dem souveränen Volke freiheitstödtende Gesetze vorzuschreiben wagt, müßt Ihr mit blutigen Lettern die drei geheimnißvollen Drohworte: Mene, Thekel, Upharsin, schreiben, damit sie ihn erinnern an die Rache des beleidigten Volkes, ihm sein nahes Ende verkündend! Sieg oder Tod, das muß unsere Loosung sein; mit unsern Leibern müssen wir Barrikaden bauen, mit Aristokratenblut den jungen Baum der Freiheit tränken und mit der Schärfe unserer Schwerter, wie jener Schweizer Winkelried, der Freiheit eine Gasse bahnen. Seid Ihr so zu thun entschlossen, so schwört, mir ungesäumt zu folgen, wohin ich Euch führen möge. Schwört, jedes Gefühl von Furcht, jedes feige Bedenken aus Euern Herzen zu verbannen, entschlossen, zu siegen oder zu sterben für die Sache des geknechteten Volkes!"

Nun folgte eine Scene, in welcher alle Leidenschaften sich enthüllten, und, das Auge von Blutdurst funkelnd, erhoben die Frauen und Töchter — das sogenannte schöne und zarte Geschlecht — die Hände und schwuren, unweibliche, unheimliche Gruppirungen bildend, Tod dem Könige und der gesammten Aristokratie.

Da feuerte Thèroigne über die erglühenden Gesichter

und über die zum Schwur erhobenen Hände hin die Pistole ab, rufend: „Dieser Schuß besiegle Euern Schwur! Der Gott der Rache hört Euch! Es lebe Frankreich! Es lebe die Freiheit!“

Toll lärmend wiederholte der Club diese Rufe und viele Mitglieder stürzten sich, fortgerissen vom Strome einer blutgefärbten Beredsamkeit, auf die Tribüne. Die Rednerin wurde auf die Schultern gehoben und unter endlosen Lebehochs durch den Saal die Treppe hinab und auf die Straße hinaus getragen, unter Absingung des wilden: „Ça ira, ça ira, les Aristocrates à la Lanterne!“ Wie durch einen Zauber waren plötzlich mehrere hundert Fackeln herbeigeschafft und die junge Freiheitsheldin, gehüllt in einen blutrothen, weithin flatternden Mantel, eine große rothe Feder auf dem weißen hoch aufgekrempten Filzhute und ihre Linke auf den Griff jenes Ehrensäbels gestützt, der ihr als Belohnung ihres persönlichen Muthes von den Erstürmern der Bastille zuerkannt worden war, blickte stolz und erhaben, wie ein Triumphator, auf die sie Umjubelnden herab. Vorübergehende vergrößerten bald die Menge, und Alle, in den Sinnenrausch mit hineingerissen, stimmten endlich in den tausendstimmigen Ruf: „Vive Thèroigne de Mericourt! Vive l'Amazone de Paris!“ mit ein.

Als wie durch einen Zauberschlag plötzlich so viele Fackeln angebrannt wurden, verwandelte sich die Nacht zum Tage und Suleau's Gestalt trat aus dem bergenden Schatten, von dem grellen Lichtschein gehoben, hervor. Er drückte den Hut in die Stirne und hüllte sich tiefer in seinen Mantel, den er, weil es den Tag über heftig geregnet hatte, über die Schultern geworfen; ehe er jedoch dieß that, gewahrte ihn schon Thèroigne's Falkenauge, sie

erhob die Fackel und nickte dem Schriftsteller zu, der, da er sich entdeckt sah, strenge und furchtlos ihren höhnenden Blick aushielt.

Langsam und lärmend bewegte sich der Zug an Suleau vorüber, und unter tollem Jubel wurde Thèroigne, die sogenannte Amazone von Paris, über den Pontneuf nach ihrer Wohnung hingetragen, die in der Nähe der Tuilerien lag.

Suleau starrte diesem abenteuerlichen Zuge so lange nach, bis Fackelschein und Lärm aus dem Bereiche des Gesichtes und Gehöres verschwanden und wieder Dunkel und Stille eintrat. Diese Scene, die er eben geschaut, verscheuchte vollends den Schlaf aus seinen Augen, und da er Zerstreuung suchte, und auch von brennendem Durste gequält wurde, so trat er in die nächste beste Restauration ein, an welcher ihn sein Weg vorüber führte. Ohne die Anwesenden mit einem Blicke zu überfliegen, setzte er sich an einen leeren Tisch und ließ sich eine Erfrischung bringen.

Beachtete auch Suleau keinen der Gäste, so wurde doch er schon nach einigen Minuten der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und wie man aus den Mienen der Anwesenden entnehmen konnte, fehlte es hier weder an Leuten, die ihn achteten, noch an solchen, die ihn tödtlich haßten.

Man entnahm dieß aus den Blicken, denn das Auge gilt ja von jeher als der Spiegel der Seele.

III.

Ein Spion der Jakobiner.

An einem Tische Suleau gegenüber redeten mehrere Männer in sehr leidenschaftlichem Tone von dem Fackelzuge, den das Volk, wie sich diese Leute auszudrücken beliebten, der Théroigne gebracht.

„Ein prachtvoller Club, der Frauen-Club!" rief Einer der Männer und erschöpfte sich in dem Lobe der Präsidentin Rose Lacombe, die, wie aus dem Personal-Acte derselben hervorging, hinter den dunkeln Coulissen eines Provinzial-Theaters das Licht der Welt erblickt hatte und unter einer wandernden Komödianten-Truppe aufgewachsen war. Bei der Unruhe ihres ganzen Wesens hatte die revolutionäre Begeisterung sie in ihren Wirbeln mit sich fortgerissen. In den ersten Unruhen von Paris war sie bemerkt, bewundert und beklatscht worden und diese große Bühne der Welt hatte ihr jede andere entleidet. Mit einem kühnen Sprunge war sie nun vom Theater auf die Rednerbühne gelangt, freilich in jede ihrer Reden den Ton und die Geberde ihres frühern Standes mit hineintragend.

Trotz Allem galt sie aber gar viel bei der revolutionären Partei, und wie aus der Unterhaltung der Männer, die Suleau gegenüber saßen, hervorging, waren in dieser Restauration Freunde und Lobredner von ihr zugegen.

Suleau konnte sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, und da dieß von Einem oder dem Andern der Männer bemerkt wurde, so steigerte sich die Lobrednerei von Minute zu Minute.

„Es war wahrhaftig etwas Imposantes," ließ sich Einer am Tische drüben vernehmen, „als Fackelschein die

Nacht zum Tage erhellte und Théroigne, die Amazone von Paris, im Triumphe nach Hause getragen wurde. Sie sah aus wie eine Schlachtgöttin, und jedes Auge, das zu ihr aufblickte, erglänzte in Begeisterung. Es gehört doch wahrhaftig viel dazu, so sich durch sich selbst zu heben, nicht wahr, Bürger Suleau?"

Der Angeredete erhob den Kopf, und indem wieder das vorige mitleidige Lächeln um seine fein geschnittenen Lippen spielte, sagte er: „Das Volk liebt eben die declamatorischen Naturen und läßt sich von einem Schönredner schneller hinreißen, als von einem tiefen Denker."

„Ihr glaubt also", sprach der Mann, der vorhin die Frage an Suleau gerichtet, „daß es ein Leichtes sei, zum Rufe eines beliebten Volksredners zu gelangen."

„Leicht und schwer," entgegnete Suleau und furchtlos in die aufgeregten drohenden Gesichter blickend, sagte er: „Graf Raimund Montecuculi, der zwar kein großer Redner, aber ein desto größerer Feldherr war, erklärte, daß zum Kriegführen drei Dinge gehören: Geld! sehr viel Geld! außerordentlich viel Geld! und ich, der ich zwar kein Feldherr und auch kein ausgezeichneter Redner bin, erkühne mich, zu behaupten, zu der Eigenschaft eines Volksredners seien vor Allem drei Haupterfordernisse nöthig, als: Lunge! sehr viel Lunge! außerordentlich viel Lunge! Außerdem gehören noch zu dem Talente eines sogenannten Volksredners drei kleine Nebeneigenschaften, als: Geistesgegenwart, Unverschämtheit und ein möglichst großer Vorrath von passenden Phrasen, schön klingenden Redensarten in Verbindung mit einer Masse sogenannter Stich- und Schlagwörter der Zeit."

Um so zu sprechen, gehörte eine ungeheure Todesverachtung und ein erhabener Muth dazu, und nur ein Mann wie Suleau konnte so Etwas wagen.

Einige der Anwesenden lachten, Andere nickten ihm beifällig zu und wieder Andere wechselten Blicke des Einverständnisses, aus welchen wilder Haß leuchtete, und sich ein böser Anschlag kund gab, so giftig, wie die Brut der Natter.

„Ei was, halten Sie von der Sache, was Sie wollen, Bürger," lachte da Einer vom Tische herüber, „so viel steht fest, daß durch unsere Philosophen und Volksredner endlich ein Sieg über den verdummenden Glauben gefeiert, und die sogenannten geheiligten Gefäße, die Reliquien, Crucifixe und andere Artikel des Aberglaubens zum Falle kamen und zertrümmert wurden."

„Und da finden Sie etwas außerordentlich Kluges in diesem Thun?" lächelte Suleau; „ich nicht, Bürger!"

„Und weßhalb nicht?" fragte der Andere.

„Weil sich die Feinde des Glaubens und Aberglaubens," erklärte Suleau, „von der andern Seite gerade als die Abergläubigsten und fanatisirtesten Schwärmer für den Philosophismus und dessen Helden zeigen. Wenn man nun einige Knochen von Marcus Aurelius oder von Tacitus auffände, welche Ehrfurcht würden wohl solche Reliquien unsern Philosophen und Geschichtskundigen einflößen und mit welchem heiligen Schauer würde der Freund der Freiheit das Tuch sehen, womit sich Cicero das Gesicht trocknete, nachdem er seine Catalinaria abgehalten."

„Ihr sprecht da von wenn und würde," entgegnete Einer, „was jedoch weder Euch, noch einem Andern als Beweis gelten kann."

„Damit kann ich Euch aufwarten," fuhr Suleau in seinem unstörbaren Gleichmuthe fort, „denn ich sah den angeblichen Dolch des Brutus, welchen der Jakobiner-Club zu Marseille aufbewahrt, sah eine philosophirte Dame

Rousseau's Stutzperücke kaufen, und weiß, daß Campe, seit er Rousseau's Tabaksdose aufgetrieben, aus keiner andern mehr schnupft, als aus dieser, die er die Reliquie seines Heiligen nennt."

Ein schallendes Gelächter zollte Suleau's Worten Beifall, und Mancher bewunderte die Ruhe und Kühnheit des Schriftstellers, der mitten in der Revolution solche Aeußerungen zu machen sich erkühnte. Suleau trieb jedoch keinen Scherz, sondern er redete die lautere Wahrheit, und wenn man es auch zur Noth dem ungebildeten Pöbel verzeihen kann, daß er Haare aus Voltaire's Pelzrock zupfte und als Reliquien, gleichsam als schützenden Talisman, trug, so sollte man denn doch von Jenen, die sich als durch das Licht der Philosophie Erleuchtete betrachten, etwas Besseres erwarten; da nun aber eben diese Leute, die mit wahrhaft lächerlicher Hast Reliquien nach ihrem Sinne sammeln, über den Fanatismus der Gläubigen schreien, so beweist dieß nur ihren giftigen Haß gegen das Christenthum und gegen Alles, was dieser Religion als geheiligt erscheint.

Eben dieser Haß gegen das Christenthum war es, der in Frankreich die Kirchen theils niederriß, theils in sogenannte Vernunfttempel verwandelte und der das scandalöse Spiel des Götzendienstes der Vernunft auf den Schutthaufen der Altäre der Christen und auf den Leichenhügeln ihrer geschlachteten Priester zur Aufführung brachte.

All' dieses Scheußliche hatte Suleau mit eigenen Augen gesehen und sich darüber entsetzt, und da bereits die Crucifixe zerschlagen und die Abbildungen Gottes und seiner Heiligen in den Koth getreten waren, so war er fest überzeugt, man werde nun auch rasch einen Sarg für das Königthum zimmern, um den Triumph des Philosophismus

über das religiöse wie über das monarchische Princip gleich groß feiern zu können.

Die Buchdruckerkunst, die seit dem Anfange der Revolution in höchster Strafwürdigkeit erschien, häufte zu der bereits auf ihr lastenden schweren Schuld Verbrechen auf Verbrechen, und Alles, was nur immer die grundverdorbenste Phantasie im nächtlichen Dunkel ausbrütete, das zog sie an den lichten Tag und stellte es vor aller Welt zur Schau. Schlüpfrige Gedichte, mit schamlosen Bildern geziert, verletzten auf öffentlichen Plätzen das Schamgefühl der Einen und entflammten die Begierden der Andern; Moral und Gottesglaube war zertrümmert und alle Laster rasten frei.

Diese Wahrnehmung konnte man auch in der Restauration machen, in welcher Suleau sich befand. Ein lärmender Knäuel von frech und verwildert aussehenden Männern und Weibern kam plötzlich hereingestürzt, nach Speise und Trank begehrend. Sie äußerten, sich ganz heiser gebrüllt zu haben, in höchster Aufgeregtheit von dem Fackelzuge erzählend, den man der Théroigne gebracht; alsbald wurden auch lärmende zotige Lieder angestimmt. Der Spectakel raste am tollsten, als Suleau sich erhob und unbemerkt im Gedränge sich verlor.

Hatte Suleau auch den Muth, sich für sein Princip zu opfern, so wollte er sich doch nicht verschwenden, was offenbar geschehen wäre, würde er noch länger in der Restauration verweilt haben.

„Ei Donner und Wetter! der Bursche hat Lunte gerochen," rief da Einer von Jenen, die vorhin Suleau zu einem Gespräche nöthigten, und als nun auch die Andern dessen plötzliches Verschwinden gewahr wurden, so lachten sie und meinten, er müsse doch an einer Laterne baumeln, und vielleicht rascher, als er es nur vermuthe.

Jene Leute, welche Suleau vorhin, als er über den Aberglauben der „Aufgeklärten" redete, beifällig zugelacht hatten, verloren sich jetzt Einer nach dem Andern, so daß bald lauter Gesinnungsverwandte, von gleicher häßlicher Färbung, zusammen zechten, auf den Tod der Aristokraten anstoßend und sich auf ein Blutbad freuend, welches demnächst, wie sie sich sämmtlich für überzeugt hielten, losbrechen werde.

Suleau, das war einer der gehaßtesten Namen, auf deren Untergang man trank, und hätte Suleau Gelegenheit gehabt, nur einige Worte zu vernehmen, die ihm sein künftiges Geschick vorzeichneten, so würde er gewiß, gleich Andern, rechtzeitig noch Rettung und Heil in der Flucht gesucht haben.

Während nun die Leute in der Restauration lärmten und sich noch mehr betranken, schritt Suleau über den Greveplatz und an einem dunkeln gespenstischen Gegenstande vorüber: es war dieß ein Schaffot, welches am verwichenen Tage das Blut mehrerer Männer getrunken hatte, die zu stolz waren, die Pöbelherrschaft zu beklatschen und zu ehrlich, ihre eigenen Grundsätze zu verschweigen.

Suleau blieb stehen, entblößte das Haupt und faltete, als befinde er sich in dem geweihten Heiligthume einer Kirche, die Hände. Sein Blick erhob sich zu dem Schaffote und darüber hinweggleitend blieb er an dem Monde haften, der mit einem falben Schimmer den Greveplatz übergoß.

Die Phantasie des Schriftstellers war gewaltig aufgeregt und fieberhaft erhitzt; wie im Traume sah er da manche Gestalt oben auf dem Schaffote, die ihm befreundet war und für die ihn eine Ahnung dasselbe fürchten ließ, wovon er sich selbst bedroht glaubte. Sein

aufgeregtes Gemüth ließ ihn aber nicht daran erinnern, welch' eines großen Verbrechens er sich schuldig machte, daß er mit entblößtem Haupte und mit gefalteten Händen auf dem Greveplatz stand, wahrscheinlich für Gerichtete oder für irgend etwas Anderes betend. Es war indeß gleichgiltig, für wen oder für was er betete; es war ein Verbrechen, zu beten, hinreichend, den Nacken unter das Messer der Guillotine beugen zu müssen. Man raste gegen Gott selbst, proscribirt ward Alles, was nur immer an Gott und Unsterblichkeit erinnerte. —

Als sich Suleau aus der Restauration unbemerkt, wie er glaubte, entfernt hatte, war ihm ein hagerer, ja sozusagen spinnendürrer Mensch gefolgt. Dieser Mensch, gekleidet in einen langen dunkeln Ueberrock und in Kamaschen von derselben Farbe, schrieb, während Suleau in der Restauration mit den ihm Gegenübersitzenden redete, emsig Alles, was ihm zu einer Denunciation geeignet schien, in eine sehr abgetragene schmierige Brieftasche ein. Wie ein Luchs hinter einem Felsstücke hervor, warf dieses lebende Skelet nur manchmal einen lauernden Blick aus den tief liegenden, mit borstigen Brauen beschatteten Augen auf Suleau, der sich so frei und furchtlos benahm, als sitze er unter den harmlosesten Menschen von der Welt; der Hagere, der gewohnt war, den Menschen tiefer in's Innere zu schauen, glaubte zu bemerken, Suleau suche geschickt so etwas wie Unruhe zu verbergen; auch glaubte er aus Suleau's Blick, der sich manchmal über die Köpfe der Sprechenden hinweg auf die Thüre heftete, abzulesen, der ganz sorglos thuende Herr fände es draußen in der Nachtluft viel behaglicher, als hier unter Leuten, die ihn für einen Volksfeind hielten und ihn deßhalb unversöhnlich haßten. Das spinnenartige Männlein legte sonach mit

seinem Blicke auf Suleau Beschlag und beobachtete auch die geringste seiner Bewegungen.

Auf diese Weise konnte natürlich Dem im langen dunkeln Rocke die plötzliche Entfernung Suleau's nicht entgehen; geräuschlos erhob er sich und schlüpfte wie eine Schlange durch die sich drängenden und lärmenden Zecher. Draußen auf der Straße ging er so tonlos, wie Gespenster schweben, über das theilweise aufgerissene Pflaster hin, so daß Suleau, der die Brust voll Schmerz und böser Ahnungen und den Kopf voll beunruhigender Gedanken hatte, den ihm Nachschleichenden gar nicht bemerkte, der sich wie sein Schatten ihm an die Ferse heftete.

Lange hatte Suleau aus ganzer Seele zu Gott gebetet, bis er endlich das entblößte Haupt wieder bedeckte und dann rasch den Platz des Jammers verließ.

Es war ihm, als schalle ein heiseres, halb unterdrücktes Gelächter ihm nach; er wendete sich um, und glaubte bei dem spärlichen Mondlichte einen schmalen Schatten sich um das Schaffot bewegen zu sehen. Obgleich dieß auf ihn einen unangenehmen Eindruck machte, so achtete er doch nicht weiter darauf und ging seiner Wege.

Das Spinnenmännlein, welches den edlen Schriftsteller sowohl in der Restauration als auch hier auf dem Greveplatz belauscht hatte, saß jetzt auf den Stufen des Blutgerüstes, zog gemächlich seine Brieftasche aus dem Rocke und schrieb zu der Denunciation, die er über Suleau zu machen gedachte, auch noch hinzu, daß dieser auf dem Greveplatze das Haupt entblößt, die Hände gefaltet und trotz der decretirten Abschaffung Gottes gebetet habe.

Innig vergnügt über dieses sein Thun legte der wie ein spukhafter Kobold auf dem unheimlichen Gerüste Kauernde die Brieftasche wieder zusammen, trippelte

schmunzelnd die paar Stufen, die er zuvor hinaufgestiegen war, nun wieder herab und verschwand dann im Dunkel wie ein Irrwisch, der kaum über Moorgründe aufgetaucht, wieder in die Sümpfe versinkt, denen er entstiegen.

Dieses unscheinbare spinnendürre Männlein war ein — Spion der Jakobiner.

IV.

Marat und die Clubs.

Furcht und Schrecken, das waren die beiden Hauptkennzeichen des großen fieberkranken Paris.

Jener Theil der Bevölkerung, der irgend ein Besitzthum oder eine ihm angenehme Stellung in der Welt zu verlieren hatte, wurde unablässig von dem Gespenste der Furcht gequält, das Erworbene oder gar das Leben einzubüßen.

Der andere Theil, der keine Güter und keine Stellung, sondern höchstens ein nacktes, mühseliges Leben durch die traurigen Thäler der Armuth hinschleppen mußte, war jedoch auch nicht ganz frei von Angst, indem er den gefährlichen Einfluß des Goldes auf die Gesinnungen mancher Volksmänner fürchtete.

Mirabeau hatte zu dieser Befürchtung den ersten Anlaß gegeben. Dieser Mensch, seiner Laster halber von jener Classe der Bevorzugten verstoßen, der er von Geburt aus angehörte, hatte sich von der Adelspartei losgesagt und sich lediglich aus Rache dem Volke angeschlossen, um mit Hilfe desselben Die zu demüthigen, die er haßte, weil sie ihn verachteten.

So war Mirabeau, der Aristokrat, aus beleidigtem Ehrgeize Demagog und einer der gefährlichsten Feinde des Hofes geworden; es kroch jedoch bald wieder aus der demokratischen Puppe ein royalistischer Schmetterling hervor, und angezogen von der erhabenen Schönheit der Königin und von dem Golde, das er so nöthig hatte, um seine Schulden bezahlen zu können, umkreiste er heimlich den Thron des Königs. Solcher Abtrünnigkeit zufolge zitterte der Arme vor dem Gelde der Reichen, wie der Reiche vor dem tollkühnen Muthe des verzweifelten Armen.

Jede Partei hatte ihre eigenen Clubs und die Zeit war nun dahin, in welcher eine edle Sprache Glück machte, und in welcher ein geistreicher Witz tiefer verletzte, als der gröbste Schimpf; im Gegensatze waren jene Tage angebrochen, in welchen Der, welcher am heftigsten zu schimpfen verstand, in den Augen des Pöbels als der geistreichste und gefürchtetste Gegner erschien.

Aus der Masse der Clubs, in die sich damals die Pariser Bevölkerung nach ihrem politischen Glaubensbekenntnisse theilte, ragte vor Allem der Club der Jakobiner hervor. Ganz unschuldig nannten sie sich beim Entstehen ihrer Gesellschaft Freunde der Constitution; später aber, als sie sich mit ihrer politischen Farbe offener herauszurücken wagten, hießen sie Freunde der Revolution — Jakobiner, und wie ein fressender Krebsschaden griff der Jakobiner-Club immer weiter um sich; einem giftgetränkten Netze gleich zog er sich zuerst über einzelne Städte und dann über ganze Provinzen hin. Gegen 400 Zweigvereine mit mehr als 400,000 Mitgliedern gingen aus diesem Club hervor.

Diese Vereine verband ein beständiger Briefwechsel, und Alles, was der Jakobiner-Club in Paris dictirte, das

fand bald in sämmtlichen Provinzen Frankreichs durch die Zweigvereine Unterstützung und Geltung. „Einer für Alle und Alle für Einen,“ das war der Wahlspruch dieser Unzertrennlichen, und da die Thätigkeit der Mitglieder eine außerordentliche, der Wille ein energischer und das Zusammenhalten ein einiges war, so kannte man auch bald den Jakobiner-Club als den einflußreichsten von den übrigen Vereinen. Aus ihm hervor ging der Plan einer allgemeinen Entchristlichung der Welt.

Silvain Marechal sprach gleich anfänglich in der Jakobiner-Gesellschaft: „Es existirt noch kein Institut, das „ohne allen andern Nebenzweck einzig und allein bestimmt „ist, den Glauben an Gott auf eine leicht verständliche „Weise zu bestreiten und diesen Glauben mit Entschiedenheit zu vernichten, der unstreitig unter allen Vorurtheilen „dasjenige ist, welches den meisten Schaden angerichtet „hat; und während ich die Einrichtung eines solchen Instituts beantrage, bin ich überzeugt, daß die dringende „Nothwendigkeit eines solchen von allen klugen Leuten „längst im Stillen anerkannt wurde.“

Dieser in teuflischer Ruchlosigkeit gemachten Aufforderung zufolge richteten die Jakobiner auch wirklich ein solches Institut ein und verfaßten für die Mitglieder desselben einen bisher in der Geschichte der Menschheit unerhörten Eid. Er lautete: „Ich verspreche und mache mich „verbindlich, ohne Aufhören, mit den einzigen Waffen der „Vernunft, den großen und schändlichen Irrthum von „dem Glauben an das Dasein Gottes zu bestreiten.“

Fast ebenso zahlreich wie die Jakobiner waren ihre Gegner, die Feuillants, die im Kloster dieses Namens zusammen kamen und an deren Spitze Lafayette stand, der sich von den Jakobinern losgesagt hatte.

Die Feuillants waren entschiedene Anhänger der constitutionellen Monarchie nach dem Vorbilde der englischen Verfassung. Als Freunde des besonnenen Fortschrittes vertheidigten sie die vernunftgemäße gesetzliche Freiheit, erkennend, daß sie allein die Säule sei, auf welcher die Sicherheit der Könige und die Festigkeit der Staaten ruhe. Gleichzeitig waren sie auch die offenen Gegner der Cordeliers, dieser im Finstern wühlenden, Alles untergrabenden Partei, die, geködert durch die Bestechungen des Herzogs von Orleans, diesen auf den Thron zu heben bemüht war. Die Freiheit auf dem Wege des Gesetzes zu erringen, diese Aufgabe hatten sich die Feuillants gesetzt, deßhalb arbeiteten sie auch den Bestrebungen der Jakobiner, die in der Republik das einzige Heil Frankreichs erblickten, entgegen. Obgleich die Intelligenz den Feuillants zur Seite stand, so fehlte ihnen doch eine vereinte thatkräftige Energie; sie hielten nicht so unzertrennlich zusammen, wie die Jakobiner; häufig zeigten sie sich nachlässig, und fast immer unentschlossen hin- und herwankend, hatten sie weder den Muth, noch die Kraft, da, wo es geschehen sollte, mit Entschiedenheit aufzutreten.

Ein vierter Verein, der auf Umsturz des Thrones und der Kirche und auf vollständige Anarchie hinarbeitete, hieß der Club der Aranges; aus der Hefe der untersten Volksschichten hatte sich derselbe rekrutirt, aus jenem schmutzigen Gesindel, das Alles wagen darf, weil es Nichts zu verlieren hat.

Außer diesen vier Männervereinen gab es noch zwei Frauenvereine: Eine Schwestergesellschaft der Jakobiner und den Revolutions-Club. Robespierre war der Abgott der jakobinischen Schwestergesellschaft; der Revolutions-Club bestand meistens aus prostituirten, gesunkenen Frauen und

aus schamlosen Abenteuerinen, die alle Wege des Elendes und des Lasters bereits durchlaufen hatten, und ein siebenter Verein, der sich aus Taugenichtsen und Gassenbuben von sechzehn bis siebenzehn Jahren gebildet hatte, die bei allen Aufläufen gleichsam den Vortrab machten, war bekannt unter dem Namen: „Enfants rouges!“ (rothe Kinder).

Alle diese Clubs, mit Ausnahme der Feuillants, die nur Gutes wollten, verdächtigten jede Maßregel der Regierung in den Augen des leichtgläubigen französischen Volkes, dessen Charakter aus einem Affen und einem Tiger, wie Voltaire sagt, besteht. Rohe Gemeinheit und gemeine Rohheit, das waren die Hilfstruppen, deren man sich bediente, und ungescheut predigte man Gottesläugnung, erhob Königsmord und Kirchenraub zu Tugenden, bedrohte alles Bestehende mit Umsturz und erklärte dem Besitzthume den Krieg.

Die Blüthe dieser großen Cloake, in welcher die junge Freiheit die schmutzigsten Orgien feierte, war Jacques René Hébert; sein Journal war, wie Lamartine sagt, mit gemeinen Flüchen und jenen unflätigen Redensarten gewürzt, die für das Ohr gesitteter Menschen dasselbe sind, was für den Geruchsinn der Koth ist.

Cynismus und Grausamkeit sympathisirten unter sich und der Pöbel war stolz darauf, seine Trivialität zur politischen Sprache erhoben zu sehen. Wort und Schrift hatten alle Scham verloren und statt vor der Gemeinheit zu erröthen, brüstete man sich damit.

Auch Marat, das Organ der Jakobiner, predigte täglich in seinem „Volksfreund“ Blut und Nichts als Blut; zum Gedeihen der Freiheit verlangte er 300,000 Aristokratenköpfe, und prüft man näher dieses wüthende Thier in Menschengestalt, so ist man gezwungen, den Schluß zu machen, die ganze Stärke des schmutzigen Marat habe im

Schimpfen bestanden; die Mehrheit des Convents schalt er Schwachköpfe, Schweine, Schurken, schamlose Lumpen und verlangte im Namen des souveränen Volkes den Tod dieser Anhänger des Gesetzes und der Regierung. So stand dieses Scheusal den Feuillants gegenüber, deren Ansicht Condorcet in seinem Journal: „Chronique de Paris“ vertrat.

Das, was Condorcet, der Sprecher für constitutionelle Monarchie, wollte, war politische Freiheit im reinsten Sinne des Wortes, eine Freiheit, die niemals den Boden des Gesetzes verläßt.

Mit einer solchen Freiheit war nun Marat, der durch Blutvergießen allein Frankreichs Heil gründen wollte, freilich nicht einverstanden, weßhalb er auch Condorcet wie Alle, die mit ihm nicht eine gleiche Gesinnung hatten, haßte und zu verderben drohte.

Dieser Marat war der Sohn calvinistischer Eltern zu Vaudri im Canton Neufchatel, 1740 geboren. Aus Unverträglichkeit mit den Seinen hatte er den heimathlichen Herd verlassen und die ersten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie in Paris studirt. Ohne jemals eine Prüfung bestanden zu haben, legte er sich den Doctortitel bei und in dem Geruche eines Wunderarztes stehend, nährte er sich von Quacksalberei und Marktschreierei. Durch Schmeicheln verschaffte sich Marat die Stelle eines Pferdearztes bei dem Grafen von Artois und seine damaligen medicinischen Werke lieferten schon sehr klare Zeugnisse seiner Hauptstärke — der Frechheit. Trotz aller Bemühungen, sich in der gelehrten Welt einen Namen zu machen und eine Anstellung bei der medicinischen Facultät zu erhalten, sah er sich als Quacksalber verschrieen und bald dem allgemeinen Spotte und dem größten Elende preis

gegeben. Da brachte diesen Doctor Marat, wie er sich nämlich selbst nannte, die Revolution mit dem Herzog von Orleans in Verbindung, den er in London traf, und dem er sich ganz zuwendete. Anfangs betrug er sich ruhig, alsbald aber erkannte man ihn als einen der kühnsten und wildesten Demagogen. Schamlose Frechheit, gepaart mit Mordlust, die er ohne Scheu an den Tag legte, machte ihn zum Abgott des niedrigsten Pöbels, auf welchen er mit einer so furchtbaren Macht einwirkte, daß er als eine Geißel für ganz Frankreich galt. Mit einer alle Grenzen der Sitte überspringenden Frechheit beschimpfte Marat in seinem Journal den König und die Königin, den Hof und die Minister, und er wurde nicht müde, so lange Aufruhr, Mord und Raub zu predigen, bis seine Grundsätze in den untersten Schichten des Volkes, wo man sein Blatt mit wahrem Heißhunger verschlang, ungetheilten Anklang zu finden begann, und seine Person vergöttert wurde. Vergebens ließ der Gemeinderath seine Presse versiegeln, denn Marat wußte sich stets wieder eine neue zu verschaffen, und als er endlich ernstlich vom Gesetze verfolgt wurde, um für seine ausgestreuten Brandbriefe bestraft zu werden, verkroch er sich in den Keller seines würdigsten Mitgenossen, des blutgierigen Schlächters Legendre, von hier aus den Gesetzen, die ihn zur Verantwortung zogen, seinen Geifer in's Gesicht speiend. Auf die Gunst des Pöbels gestützt, trotzten auch die Colporteure der Behörde und verkauften zu Tausenden ein Blatt, das in jeder Nummer und in jeder Spalte den Samen einer blutigen Zwietracht aussäete, Bürger und Soldaten entzweite und Letztere gegen ihre Officiere aufreizte. Es war dieß eine Taktik, durch die Marat allmählich alle Bande der Subordination so sehr auflockerte und die dem König bis jetzt noch treuen

Soldaten so sehr beschimpfte, daß viele dem Befehle ihrer Obern den Gehorsam versagten.

Endlich auch in dem Keller Legendre's nicht mehr sicher, fand Marat einen neuen Schlupfwinkel bei der Komödiantin Fleury, die eine eingefleischte Jakobinerin war. Hier entwarf er die 300,000 Namen enthaltende Liste Derjenigen, die seine Blutgier zu Opfern bestimmte, und erst als die gesetzgebende Versammlung constituirt war, wagte der Wehrwolf seine finsteren Höhlen zu verlassen, die ihn bis jetzt verborgen, um mit verdoppelter Wuth gegen die Aristokratie aufzutreten. Zum Mitgliede des Convents erwählt, griff Marat zuerst mit den plumpen Waffen brutaler Verläumdung die Girondisten an und beschuldigte sie des geheimen Einverständnisses mit dem Hofe.

„Rechne nicht," rief Marat in seinem Blatte dem Volke zu, „auf die Nationalversammlung, wie sie jetzt zusammengesetzt ist. Viele dieser Vertreter, von welchen Du Dein Heil erwartest, Volk, sind erkauft durch das Gold der Civilliste, und erst dann kann Dir geholfen werden, wenn diese gelehrten Schwätzer, die feilen Helfershelfer der Aristokratie und außer ihnen noch 300,000 Anhänger der alten Ordnung Deiner Rache anheim gegeben sind!"

Bei diesem schrecklichen Menschen trat nun an jenem Morgen, welcher auf die Nacht folgte, in welcher der Thèroigne, der sogenannten Amazone von Paris, der Fackelzug gebracht worden war, jenes spinnendürre Männlein ein, das dem Schriftsteller Suleau leise wie ein Gespenst bis auf den Greveplatz nachgeschlichen war und, auf den Stufen des Blutgerüstes kauernd, Etwas in seine Brieftasche eingeschrieben hatte.

Die Stube, in welcher der fast immer sieche Marat im Bette lag, hatte ein überaus ärmliches Ansehen.

Neben seinem Krankenlager saß eine nicht mehr junge, aber noch immer schöne Frau; es war dieß Katharina Evrard, die sich, obgleich sie kein Priester eingesegnet hatte, Albertine Marat nannte. Obgleich Marat ein Ausbund abschreckender Häßlichkeit war, — er hatte schwarzes, struppiges, unausgekämmtes Haar, eine kleine, an den Schläfen tief eingedrückte Stirne, blutrünstige, freche und unsittlich blickende Augen; seine Backenknochen traten stark hervor, sein Gesicht war von Blatternarben und von rothen Pusteln durchfurcht und sein großer, von ewigem Hohn verzerrter Mund ließ von Zeit zu Zeit vergilbte Zähne sehen, welche die Erfindung der Zahnbürsten als Luxus zu betrachten schienen, — so hing Albertine doch mit einer unbegreiflichen Zärtlichkeit an diesem Menschen. Er war ihr Abgott.

Als Marat des Eintretenden gewahr wurde, gab er Albertinen ein Zeichen, sich zu entfernen, und nachdem dieß geschehen, erhob er seinen magern skeletartigen Arm und winkte mit seiner unreinlichen Hand, deren Nägel beständig Trauerränder trugen, dem Spione, zu seinem Bette heranzutreten, und gehorsam näherte sich dieser dem von Millionen gefürchteten „Volksfreund", zog die Brieftasche aus dem Rocke hervor und begann nun das Ablesen mehrerer Berichte.

„Ei was, lauter Lappereien!" unterbrach da Marat den Berichterstatter. „Sie nennen mir da Menschen her, die ich schon längst auf meiner Liste verzeichnete und die ich bereits als Volksfeinde erkannte und dem Verderben weihte. Was Sie mir von Suleau sagen, das ist nun vollends gar nicht von Wichtigkeit, denn ob der auf dem Greveplatz den Hut abnimmt und betet oder ob er an irgend einem Orte, wo Menschen zusammenkommen, sich

spöttisch über die Volksredner und überhaupt über die Revolutionspartei äußert, das ist ganz gleich, denn sein Untergang ist ebenfalls längst beschlossen; auch kann man dem Henker das Guillotiniren ersparen, denn Suleau ist Nationalgardist, wird also bei dem nächsten Volksaufstande ausrücken, und dann wird Théroigne, die ihm längst den Tod geschworen, weil er sie in seinem Blatte fortwährend als eine Prostituirte beschimpft, wohl Gelegenheit haben, sich zu rächen. Also Nichts mehr von ihm, dessen Tage gezählt sind; mehr aber liegt mir an einem gewissen Hektor, der Suleau's intimster Freund sein soll. Sein Vater ist, wie ich mir sagen ließ, ein sehr reicher Aristokrat, der aus Liebe zum Leben eine offenkundige Feindschaft gegen uns vermeidet, mit seinem Gelde aber die Gegenrevolution unterstützt. Legen Sie sich da einmal auf die Lausche und berichten Sie mir, sobald Sie etwas Näheres erfahren. Adieu Bürger!" So sprechend entließ der schmutzige Marat seinen Spion.

„Die Pest auf das verwünschte Geld!" kreischte er mit heiserer Stimme, als er wieder allein war, sich dabei im Bette dehnend, daß seine morschen Gelenke krachten.

Marat's höchster Stolz und einzige Tugend war seine freiwillige Armuth, denn sein Gehirn, ein wahres Gehäuse der Hölle, lechzte nicht nach Gold, sondern nach Blut.

Eine hölzerne Badwanne, ein zinnernes Schreibzeug, ein schlechter geflickter Tisch und hölzerne Stühle, eine bestäubte alte Uhr, kurz Alles, was man in Marat's Wohnung beschaute, erinnerte an das Gemach eines Proletariers, und dennoch konnte er, wenn er nur wollte, über Gut und Geld, so viel ihn nur gelüstete, verfügen. Indiens Schätze und die kostbarsten Perlen des Oceans erschienen Marat jedoch als ein armseliger Plunder gegen

die Köpfe, welche die Guillotine in den Sack des Henkers fallen ließ. Wie er als Wunderdoctor zehn Jahre früher alle menschlichen Gebrechen durch Wasser allein heilen wollte, so war er jetzt in der wahnsinnigen Idee befangen, Alles durch Blut und durch Nichts als Blut zu curiren.

Und diesem häßlichen Körper, dessen Mark und Säfte ein aus Ausschweifung entsprungenes Uebel langsam verzehrte, konnte eine Frau mit Neigung zugethan sein! Diesen höllischen Geist konnte das sich so erleuchtet nennende Volk vergöttern!

V.

Ein Dolch.

Nicht Jeder, der den Muth hat, seine Gegner zu beschimpfen, hat auch den Muth, den eigentlich jeder Mann von Ehre haben soll, mit offenem Visire aufzutreten und sich nicht nach der Gewohnheit feiger Strolche in das schützende Dunkel der Anonymität zu verstecken, um von da aus seine giftgetränkten Pfeile auf die Ehre seiner Feinde abzuschleudern.

Suleau war nun keiner jener feigen Strolche, weßhalb er auch natürlich von Denen furchtbar gehaßt wurde, welche er mit kühner Stirne und offenem Visire angriff. So hatte er sich auch nicht gescheut, eine Parodie auf die Thèroigne zu machen und zwar lediglich deßhalb, weil sie das Volk die Jungfrau von Orleans nannte; Leidenschaften, Thorheiten und Vergnügungssucht haben ihr Leben zu einem beständigen Rausche gemacht, sagte er von ihr und verglich sie mit den großen Buhlerinen Griechenlands und

Roms, welche das Gold, das sie dem Laster entzogen, für die Freiheit verschwendeten; er nannte sie die verworfene Johanna d'Arc der französischen Revolution.

Suleau hatte Théroigne hierin auch ganz treffend gezeichnet, denn sie war es, die hoch zu Roß an der Seite Jourdan's, des Kopfabhackers, nach Versailles gezogen und den König nach Paris zurückgeführt hatte. Ohne zu erbleichen, war sie hinter den bluttriefenden Köpfen der hingemetzelten Garden hergeritten, die man als Trophäen auf Piken aufgesteckt hatte. Ihre Sprache trug stets den Stempel einer aufrührerischen Beredsamkeit.

Eines Tages hatte sie dem Volke den Vorschlag gemacht, den Palast der Volksvertreter auf dem Platze der geschleiften Bastille zu erbauen. „Laßt uns," rief sie, „unsere Spangen, unser Gold und unsere Juwelen hingeben, um den Grund dieses Gebäudes zu legen!" Und um selbst mit dem Beispiele voran zu gehen, legte sie auch sogleich auf dem von ihr sogenannten Altare des Vaterlandes ihren ganzen Schmuck und alle ihre Kostbarkeiten nieder.

Von daher kam es, daß ihr Einfluß bei allen Volksaufständen so groß war, daß die mindeste ihrer Geberden hinreichte, einen Unschuldigen zu verurtheilen oder einen Schuldigen frei zu sprechen. Auf diese Weise wurde sie denn die Fahne der Aufrührer und der Schrecken der Aristokraten. Haß wurde mit Haß vergolten und sowohl Suleau's Journal, wie andere der royalistischen Partei angehörigen Blätter brachten täglich scandalöse Geschichten von ihr in's Publicum. Unter all' den anonym geschriebenen Artikeln ärgerte sie jedoch Suleau's Sprache, der mit offenem Visir redete, stets am meisten. Auch waren das, was er schrieb, keine Witze, sondern eine tief gehende ernste Wahrheit, welche Théroigne's Stolz um so sicherer

verwundete, als sie sich völlig durchschaut und von einem Manne verachtet sah, den sie seiner strengen Rechtlichkeit und seines edlen und muthigen Charakters halber achtete und ihm sogar in tief verborgener Neigung zugethan war. Es ist dieß zwar in hohem Grade auffallend, allein es gibt Menschen, die trotz ihrer tiefen moralischen Gesunkenheit den Tugendhaften achten und lieben und ihn doch dann wieder, weil sie sich nicht mehr zu ihm hinaufschwingen können, und er vermöge seiner Grundsätze nie herab zu ihnen steigen kann, zu verderben suchen.

Gerne hätte Thèroigne um Suleau's Achtung und Neigung dem Laster und dem Pöbel entsagt, der sie vergötterte. Da aber ihre Wünsche nach Suleau von der Macht der Verhängnisse so tief verschüttet waren, wie eine morsche Hütte unter einem Lavinensturze, so prahlte sie mit ihrer schmutzigen Macht, um da wenigstens Furcht zu erregen, wo es ihr unmöglich war, Achtung und Neigung zu erringen.

Von den Journalen der Jakobiner und der Cordeliers in den Himmel gehoben, von den Andern in den Schmutz des Rinnsteines hinabgezerrt, befand sich Thèroigne, berauscht vom Weihrauche der einen und gereizt von dem Spotte der andern Partei, in einem fortwährenden Delirium, in einem Kreuzfeuer von fanatischem Enthusiasmus und ebenso leidenschaftlicher Verwünschung; durch das Kundgeben zweier so ganz entgegengesetzter Meinungen, von welchen die eine sie vergötterte, die andere sie verhöhnte, wurde sie, bald bekränzt bald verlacht, irre an sich selbst.

Dieses Weib lag, als die Glocken von Notre-Dame Mittag verkündet hatten, noch völlig angekleidet und halb umhüllt mit dem rothen Mantel, wie man sie in ver-

wichener Nacht, von Fackelschein umflimmert, nach Hause getragen hatte, auf dem Ruhebett. Auf dem Tische zeigten Punsch- und Weingläser, wie manche am Boden liegende zerbrochene Flasche, daß man hier bis tief in die Nacht hinein in wilder Ungenirtheit gezecht haben mußte.

Thèroigne sah blasser aus wie gewöhnlich und ihr Antlitz zeigte alle Spuren einer wüst verschwelgten Nacht. Gähnend erhob sie sich, dehnte die müden Gelenke und stieg unter stechendem Kopfschmerz vom Bette herab; ordnungslos hing ihr Haar um den Nacken und man sah es ihr an, es sei ihr so recht katzenjämmerlich zu Muthe. Müde, als habe sie eine lange, erschöpfende Reise gemacht, wankte sie in's Nebenzimmer, und erfrischte sich durch ein stärkendes Bad. Als sie sich darauf wieder angekleidet, die Haare geordnet, durch wohlriechende Oele glänzend gemacht und über eine Stunde am Spiegel vertändelt hatte, nahm sie Nachmittags um zwei Uhr ein Frühstück, bestehend aus Eiern, einer Tasse Vanille-Chocolade und gerösteten Brödchen ein, dann bereitete sie sich ein Glas Ananas-Rum-Punsch, brannte eine fein duftende Havanna an, und setzte, auf einem Sopha behaglich sich ausstreckend, die ihrem erschöpften Körper noch so nöthige Ruhe fort.

Welch' ein Unterschied zwischen dem Morgen eines tugendhaften und fleißigen Weibes, die mit den Strahlen der aufgehenden Sonne, gestärkt durch kräftigen Schlaf, nach Verrichtung eines Morgengebetes dem züchtigen Bette entsteigt und sich dann allsogleich den weiblichen und nützlichen Beschäftigungen heiter und mit klar blickenden Augen hingibt; welch' ein Unterschied zwischen einer solchen, die durch ein Glas Milch sich stärkt und Gott für diese einfache Morgengabe dankt, im Vergleiche mit einem Weibe, wie Thèroigne, die alles Aufregende hervorholt,

um den müde geschwelgten Körper aus Erschlaffung empor zu reißen!

Als nun Thèroigne so auf dem Sopha bequem ruhte, Nichts denkend und Ringe in die Luft hauchend gleich dem kundigsten Raucher, wurde an ihre Thüre gepocht, und da sie zu träge war, durch ein: „Herein" den außen Stehenden zum Hereinkommen einzuladen, that es dieser selbst auf die ungenirteste Weise. Es war ein stutzerhaft gekleideter Mensch, auf dessen Wangen, trotz seiner Jugend, das Laster schon die letzte Spur der Röthe blühender Gesundheit hinweggewischt hatte. Sein Wuchs war schlank und seine Manieren zeigten, daß er sich im Leben viel herumgetrieben und einen sogenannten feinen Weltanstand sich eigen gemacht habe.

„Bei Gott! was seh' ich, Schwester Thèroigne? Du liegst ja noch so schlaftrunken da, als habe eben die Frühglocke geläutet; ist wahrscheinlich das Köpfchen wüst und der Geschmack im Munde nicht so recht genehm. Ja, ja, ich kenne das; die aufregenden Clubs und dann —" der junge Mensch schlug die Hände zusammen und brach in ein schallendes Gelächter aus, indem er in das offen stehende Nebengemach einen Blick geworfen und an der dort herrschenden Unordnung wie an den Ueberresten von Wein, Gläsern und Splittern sich nun Thèroigne's Müdesein gar wohl erklären konnte.

Thèroigne, die ihre Lage auf dem Sopha nicht veränderte, lächelte ein wenig, deutete auf die Cigarren, und der junge Mann, der ihren Wink verstand, nahm eine solche, brannte sie an, ließ sich in einen bequemen Weichstuhl fallen und blies gleich Thèroignen lichtblaue Ringe in den Duft der parfümirten Stube.

„Du feiertest gestern, Schwester, einen prachtvollen

Triumph!" begann er nun, sich in Lobeserhebungen erschöpfend, und Thèroigne ließ sich die ganze Geschichte erzählen, als sei von einer dritten Person und nicht von ihr die Rede. „Das Vaterland," declamirte der Schmeichler, „wird Deinen Patriotismus lohnen und die Republik Deinen Namen mit unverlöschlichen Zügen in die ehernen Tafeln ihrer glorreichen Vorkämpfer eingraben. Das bei lebendigem Leibe von der Fäulniß benagte Königthum muß zusammenstürzen, denn so lange dieser unentschlossene Monarch sich von der Oesterreicherin (der Schmähsüchtige meinte die Königin Marie Antoinette) leiten läßt, gibt es keine Ruhe in Frankreich."

Beifällig nickte Thèroigne dem jungen kühn blickenden Manne zu, der einer ihrer zahllosen Verehrer war.

„Du weißt," fuhr dieser dann fort, „daß wir am Vorabende großer Ereignisse stehen?"

„Ich weiß es."

„Du weißt, daß am 10. August die Stunde der Entscheidung schlägt, in welcher wir entweder Alles verlieren oder Alles gewinnen müssen?"

„Es ist mir bekannt."

„Es gilt die Erstürmung der Tuilerien, Demüthigung des Königs und des ganzen Hofgesindels, Auflösung der gesetzgebenden Versammlung, Absetzung Louis Capet's und aller seiner Getreuen, Einführung der Republik" —.

„Ich bin von all' dem genau unterrichtet und habe auch deßhalb das Weibervolk in unserm Club haranguirt; mir zu folgen schwuren Alle, von meinen Worten begeistert."

„Du wirst also bei der Erstürmung der Tuilerien dabei sein?"

„Ich werde meine Freunde in's Treffen führen, und

überall, wo es gilt, den Muth zu entflammen und die Wuth gegen die Aristokratie zu verdoppeln suchen."

„Das habe ich von Dir erwartet; wirst Du mir nun auch erlauben, Dir eine schöne Waffe zu überreichen?"

„Gerne," entgegnete Théroigne lächelnd.

„Wirst Du mir aber auch versprechen, diese Waffe nach meinem Willen zu gebrauchen?"

„Ich kenne Deinen Willen nicht."

„So vernimm ihn."

„Du machst mich neugierig."

„Unterbrich mich nicht."

„Ich werde schweigen, rede!"

Der junge Franzose, ein Verschwender im Cigarrenrauchen, wie in allem Uebrigen, warf die kaum zur Hälfte verrauchte Cigarre von sich, brannte sich eine zweite an und sprach, indem er einen zierlich gearbeiteten Dolch mit silbernem Griffe aus der Brusttasche zog und ihn Théroigne reichte, die sich vom Sopha erhob und eine ungekünstelte Freude über die prachtvolle Waffe äußerte: „Mit dieser Waffe wirst Du das Leben eines Mannes durchschneiden, den ich tödtlich hasse."

„Wie ist sein Name?"

„Er ist ein Freund des Königs und der Aristokratie, ein Mensch, der alle seine eminenten Geisteskräfte aufbietet, um dem Werke der Freiheit zu schaden, um das Clubwesen und die Führer der Revolutions-Partei lächerlich zu machen und in den Koth zu ziehen."

„Weßhalb wird er nicht gerichtet? Auf's Schaffot mit ihm! Meister Jourdan beklagt sich bitter über Geschäftsstockung."

„Du sollst ihn richten."

„Ich?"

„Ja, Du!"

„Weßhalb gerade ich?"

„Weil er Dich am meisten beleidigte; weil er Dich am frechsten mit Koth bewarf; weil er Dich die verworfene Jeanne d'Arc der französischen Revolution zu nennen wagte!"

Thèroigne erröthete, sie zuckte zusammen und indem eine tödtliche Blässe gleich darauf ihr Antlitz überflog, sprach sie leise: „Du redest von Suleau."

„Ja, von ihm; doch sage, was hat Deine plötzliche innere Erregung, was der Wechsel der Farbe auf Deinen Wangen zu bedeuten?"

„Nichts," entgegnete Thèroigne sich sammelnd.

„Nichts?" höhnte der junge Franzose.

„Nichts!" wiederholte sie mit schneidender Kälte, begleitet von einem dunkel glühenden Blicke, aus welchem ein drohendes Feuer sprühte.

„Hefte immerhin zürnend Deinen Blick auf mich," lächelte ihr Verehrer, „Du hast Dich dennoch verrathen."

„Was habe ich verrathen?"

„Deine Neigung zu dem mit dem Fluche des Volkes beladenen Aristokraten, zu Suleau!"

„Wahnwitziger!"

„Wahnwitzige Du selbst, die Du einem Menschen zugethan bist, der Dich eine Aspasia des Rinnsteines schimpft."

„Was brachte Dich zu dieser tollen Vermuthung?"

„Drei Umstände, und zwar ein Gespräch, das ich mit angehört, in welchem Leute so über Dich urtheilen, die Dich in allem Uebrigen verehren, diese Deine Schwäche aber nicht begreifen können, denn die Milde, mit welcher Du bis jetzt diesen Menschen schontest, den Du tödtlich zu hassen vorgibst, und wo ein Wink von Dir genügt

hätte, ihn an einer Laterne baumeln zu machen, begreift Niemand; hättest Du gestern, als man Dich im Triumphe nach Hause trug, gewollt, so lebte Suleau nicht mehr."

„Gestern?"

„Ja, gestern; als Fackelschein die Nacht lichtete, sah ich diesen Suleau, eingehüllt in einen Regenmantel mit tief in die Stirne gedrücktem Hute in einer Mauernische lehnen. Auch Du bemerktest ihn; deutlich sah ich es, wie Du die Fackel erhobst, ihm zunicktest und einen langen Blick auf ihn heftetest. Furchtlos starrte er Dich an, wahrscheinlich Kenntniß habend von Deiner Schwäche; und ferner hast Du Dich verrathen durch das auffallende Wechseln der Farbe."

„Genug!" rief Thèroigne, die nun hinlängliche Ruhe und Fassung wieder gewonnen hatte. „Ich bin nicht gewohnt, Jean, mich so viel fragen zu lassen, aber auf das Recht, Andere zu fragen, bildete ich mir stets Etwas ein, was ich nicht leugne; Du würdest nimmermehr Verzeihung von mir erlangen, bedächte ich nicht, daß lediglich Eifersucht aus Dir geredet. Gerade weil Suleau mich beleidigte, wollte ich es dem Volke überlassen, mich zu rächen; es erschien mir feige, in eigener Angelegenheit zu richten. Damit ist Dein erster Umstand, aus welchem Du Dich über mich abzuurtheilen erkühntest, widerlegt. Daß ich Suleau gestern bemerkte, leugne ich durchaus nicht, auch heftete ich einen Blick auf ihn, es war dieß aber ein Blick des Hasses und des Hohnes; ihn, den einzelnen wehrlosen Mann, der Wuth des Volkes preisgeben, das erschien mir zu erbärmlich und ich verschob die Rache; daß ich ferner die Farbe wechselte, als ich durch Deine Rede den verhaßtesten aller meiner Gegner errieth, der mich am tiefsten beleidigte, das wird Jeder begreifen, der

nicht so kalt wie ein Frosch ist, und in dessen Adern warmes Blut kreiset. Ich glaube, daß Dir nach dieser meiner Erklärung Nichts mehr zu erinnern übrig bleibt; ich aber versichere Dich, indem ich Deinen Dolch annehme, daß, wenn mir Suleau, wenn gekämpft wird, in den Weg kommt, dieser Dolch seine Brust durchbohrt, soferne er mir nicht abbittet und Alles zurücknimmt, was er mich gelästert; ich werde ihn vor den Augen der Welt demüthigen oder tödten, das schwöre ich Dir!"

„Vergebung!" stammelte da der von Thèroigne's glatter Rede Berückte, und vom Stuhle auf ein Knie herabsinkend, rief er: „Gerne erkenne ich meinen Irrthum, — Du bist ein Engel!" So sprechend küßte er Thèroigne's Hand, die sie ihm nicht entzog, dann sprang er auf, jubelnd: „Suleau stirbt, denn zum Widerrufen ist er zu stolz!" Mit freudestrahlendem Gesichte eilte er dann aus der Stube, den Dolch in Thèroigne's Hand drückend.

„Suleau stirbt, denn zum Widerrufen ist er zu stolz!" wiederholte Thèroigne mit bewegter Stimme; sie ließ den Dolch, der in ihrer Hand zitterte, auf den Teppich niederfallen, der in diesem Gemach voll weichlichen Luxus die Schritte dämpfte; dann sank sie wie vernichtet auf den Divan, bedeckte mit ihren Händen das Antlitz und brach in einen Strom von Thränen aus.

VI.

Ein feiger Mord.

Die Fürsten sind die gebornen Beschützer der Religion, und wo sie derselben ihren Schutz entziehen oder

durch schwache Unentschlossenheit deren Feinde ihre gefährlichen Grundsätze verbreiten lassen, fördern sie indirect eine Revolution gegen die Kirche und gegen sich selbst.

Es ist in unsern Tagen nöthig, wohl aufzuschauen, denn es bereitet sich eine Revolution vor, welche den Philosophismus, wie damals in Frankreich, einen Triumph über die Kirche und über die Throne feiern lassen will. Der Glaube ist bereits in seinem Grundfundamente erschüttert. Nächstenliebe ist zur Fabel geworden und die Peitsche des Egoismus treibt die Menschen ruhelos zu ihren Handlungen.

Mögen sich Jene, die nicht wollen, daß die Umsturzideen siegen, den Schlaf aus den Augen reiben und mit Muth und Thatkraft für die gute Sache einstehen; denn das bloße: Ich wünsche nicht, daß es dahin komme, genügt eben so wenig, als wenn ein Mensch weiß, er sei von einer giftigen Natter gebissen, wünscht, es wäre ihm dieß nicht geschehen. Er muß Gegenmittel nehmen, welche die verderblichen Verläufe des Giftes aufhalten oder eher ein Glied opfern, um wieder zur Genesung zu gelangen.

In Frankreich wäre es damals nicht so weit gekommen, wenn der König weniger Nachgiebigkeit bewiesen und die Partei der königlich Gesinnten mehr Energie entwickelt hätte. Man darf überzeugt sein, daß all' diesem staatsgefährlichen Fanatismus mit dem besten Erfolge gesteuert worden sein würde, wenn der König statt die Truppen zu entfernen, den Herzog von Orleans, Mirabeau, Lafayette und einige andere zwanzig Deputirte würde haben verhaften lassen.

Dieser Machtstreich, ausgeführt in Mite einer Armee, die damals den Geist der Subordination noch nicht verloren hatte, würde auf die Volksmenge von Paris, die

größtentheils noch an ihrem Könige hing, einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht, und dieselbe theils eingeschüchtert, theils zur Besinnung gebracht haben.

Einen solchen Antrag stellte der staatskluge Graf Artois auch wirklich an den König, der aber war nicht für das, was ihn, seine Familie und alle seine Anhänger gerettet hätte; würde der gutmüthige, fromme, aber schwache König Artois' Rath befolgt haben, so hätte das aufrührerisch gewordene Volk seine Anführer und seinen Vereinigungspunkt verloren, die Verbreitung aufwiegelnder Schriften würde dann eingestellt, das Palais Royal schützend umrungen und die Hitzköpfe und Blutmenschen zerstreut worden sein; auch hätte man die Ständeversammlung auf vierzig bis fünfzig Meilen von Paris verlegen müssen, um die wechselseitige Einwirkung zwischen ihr und der Hauptstadt zu vernichten.

Da jedoch von all' dem Nichts geschah, so stieg die Selbstüberschätzung und der Wahn eines schrankenlosen, unbändig gewordenen Willens von Tag zu Tage und durch das Zuströmen von Räubern aus den Provinzen häufte sich die Zahl des Gesindels überfluthend an. Jeder in schmutzige Lumpen gehüllte Wicht und jeder arbeitslose Tagdieb sprach in einer Art von giftigem Hohn jedem Wackern gegenüber die Worte: „Ich bin ein Mensch, mithin ein Bürger!"

Durch Klagen und bittere Ausfälle setzten die Journalisten und die öffentlichen Redner das Volk in Unruhe und Mißmuth; eine unselige Geschicklichkeit entwickelnd, vertheilten sie sich unter die Gruppen und schienen nach dem Grade der Hitze, der sich in Bewegung und Sprache kund gab, nur den Augenblick zu erlauern, in welchem sie mit Erfolg das Signal zur gewaltthätigen Empörung geben

könnten. So weit kam es durch die Rath- und Thatlosigkeit der royalistischen Partei.

Daß der König und seine Partei damals mit Recht einen demnächst losbrechenden Sturm fürchtete, mag aus folgenden Worten hervorgehen: „Ja, ich will meinen Kopf „bei den Haaren fassen, ihn abhauen und ihn dem Des- „poten darreichen und sagen: Siehe da, Tyrann, die „Handlung eines freien Menschen!“

Diese Worte rief einer der Revolutionshelden in einer öffentlichen Versammlung während eines Vortrages über den freien Willen.

Suleau und sein Freund Hektor standen, von Neugierde getrieben, auch unter Denen, welche den Rednern, die sich in Phrasen und Declamationen erschöpften, zuhörten, und ihre finstern Stirnen verriethen, daß ihnen dieses Treiben im höchsten Grade mißfiel und sie bis zum Ekel anwiderte.

Jeder Redner, welcher auftrat, schwatzte fast dasselbe und die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ „Die höchste Souveränität im Staate ist das Volk!“ „Alles durch das Volk!“ „Arbeit und Brod!“ drängten und verschlangen sich, tauchten auf und zerrannen wieder wie die Wellen eines durch einander wirbelnden Strudels.

„Arbeit und Brod!“ welch’ eine ungemein anziehende Musik für die Ohren fauler Tagdiebe, die jedoch auf jede Arbeit gern verzichten, wenn man ihnen Brod gibt, worunter sie aber nicht das Brod verstehen, von welchem die vierte Bitte des Vaterunsers spricht, sondern Gesottenes, Gebratenes, Gebackenes und Wein und Bier in Fülle; das hieße dann bei ihnen allgemeiner Wohlstand, und Bildung und Freiheit für Alle.

Suleau, im höchsten Grade empört, wendete sich endlich

um, stieß seinen Freund leise an, und drängte sich aus dem Menschenknäuel; Hektor folgte ihm; diesen Beiden aber schlich jenes spinnendürre Männlein, jener Spion der Jakobiner nach, mit welchem der Leser bereits in der Restauration, auf dem Greveplatz und in Marat's Stube Bekanntschaft machte. Das Auf- und Niederwogen ab- und zugehender Menschen machte dem Spion sein gemeines Gewerbe leicht, denn wo Tausende während einigen Minuten sich kreuzen, achtet man des einzelnen Individuums nicht.

„Isnard, ein rasender Jakobiner," wendete sich Suleau zu seinem Freunde, „äußerte, daß man im Anfange eines Aufruhrs nicht schonend, sondern mit eiserner Strenge verfahren müsse, und es sei ein wahres Glück, daß Ludwig XVI. dieß nicht eingesehen. Dieser Isnard," fuhr Suleau fort, „erkannte selbst, wie leicht die Revolution zu unterdrücken gewesen wäre, und sagte seinen Gesinnungsverwandten einmal ganz offen in's Gesicht, daß, wenn beim ersten Widerstande der Parlamenter sogleich strenge Maßregeln angewendet worden wären, er und seine Freunde alle nicht hier in der Nationalversammlung säßen."

„Die gutmüthige Schonung des Königs," erwiderte Hektor, „gegen ein störrisch gewordenes Volk war anfänglich denn doch zu entschuldigen; Ludwig konnte ja glauben, die aufschäumende Thorheit werde bald verdampfen und Alles werde sich nach einem kurzen Verlaufe wieder schlichten lassen."

„Schonende Milde," fiel da Suleau dem Freunde in's Wort, „ist dem Laster und Verbrechen gegenüber nur durch Schwäche zu entschuldigen, und daß unser guter, frommer König auch da noch nicht sah und hörte, als bereits ein bodenloser Abgrund unter seinen Füßen gähnte, als er auch da noch, trotz aller Warnungen und Bitten

seiner Getreuen und besonders der Geistlichkeit, sich nicht zur energischen Thatkraft bestimmen ließ, das ist eine unbegreifliche Verblendung, der zufolge, wie ich nur allzufest überzeugt bin, sein und vielleicht gar seiner ganzen Familie Blut fließen wird."

Hektor seufzte, schüttelte den Kopf, und meinte, Suleau sehe denn doch zu trübe; der lächelte bitter und starrte mit dem intelligenten schönen Auge hinein in die Weitung einer Gasse, aus welcher sich unter toll lärmendem Rasen ein verworrener Menschenknäuel herausdrängte. An dem Stadthause hielt der Troß, und von Neugierde getrieben, eilte Suleau an dem Arm des Freundes, der eigenen Gefahr nicht achtend, der Stelle zu.

Dort angelangt, sahen die Beiden einen erschöpften, leichenbleichen Greis. Seine Füße waren bestaubt und seiner blutenden Haut und seiner Kleidung war der Stempel des Volkszorns aufgedrückt.

Der Unglückliche war Foulon, ein Greis von einigen siebenzig Jahren; theils wegen seiner Talente, theils wegen seiner treuen Dienste bei der Staatsverwaltung gekannt und geachtet; er war dem Marschall Broglie im Kriegsdepartement beigegeben worden; diese Wahl war nun doch sicherlich kein Verbrechen, doch sie verdient zu haben, das war ein Verbrechen in den Augen der Empörer.

Die Revolutionsmacher hetzten gegen den greisen Foulon die Bauern seines Landgutes auf, die, von den verlockenden Redensarten: Abschaffung der Steuern rc., verführt, schaarenweise nach dem Schlosse hinströmten, wohin sich der Verfolgte geflüchtet, und ihn dort in Haft nahmen. Taub für sein Flehen, riß man den unglücklichen Foulon bei den Haaren, die hohes Alter bereits in ehrwürdiges Silbergrau gekleidet, auf die Straße, band ihm hier

Nesseln um den bloßen Hals und schmückte sein Knopfloch mit einem Distelstrauße. An Stricken fortgeschleppt, mußte der alte schwache Mann dann den Weg bis Paris zu Fuß machen, während man ihn anspie und ohne Unterlaß verspottete und schlug.

So stand der Unglückliche vor dem Volkshause; die Menschenmenge um ihn wuchs von Minute zu Minute und schon nach einer Stunde war der ganze Platz gleichsam von Gesichtern gepflastert. Hinauf in den Sitzungssaal gebracht, war Foulon begreiflicher Weise so erschöpft, daß er sich auf einen Stuhl niederlassen mußte und die Wühler schlugen nach kurzer Berathung vor, man möge den Greis in's Gefängniß führen, wornach sofort eine Berathung eingeleitet werde; der rasende Pöbel verlangte jedoch, man möge ihn ohne Aufschub richten, dabei brüllten verwildert aussehende Männer: „Tod! Tod!" und einige derselben machten, indem Blutdurst aus ihren gottverlassenen Physiognomieen abschreckend hervortrat, mit hocherhobenem bloßem Arme die Geberde des Kopfabschlagens.

Foulon wollte sprechen, man konnte jedoch nur die abgerissenen Sätze vernehmen: „Hohe Versammlung .... Gerechtes, großmüthiges Volk .... ich befinde mich in dem Kreise meiner Mitbürger .... ich fürchte Nichts!"

Als man sich da mit Verwunderung über Foulon's Gemüthsruhe äußerte, sprach der Greis: „Nur der Verbrecher hat zu erschrecken!"

Suleau verspürte so viel Schmerz und ein so krampfhaftes Weh in seiner Brust, daß ein fröstelndes Zittern ihn überkam, und Hektor, der dem Freunde in sein jetzt todtenbleiches Antlitz blickte, fühlte, es sei die höchste Zeit, denselben aus dem Volkshause fortzubringen; er drückte ihm die Hand, und bat, und Suleau ließ sich führen,

selbst die Gefährlichkeit eines längern Verweilens erkennend.

Als die beiden Freunde, nachdem sie die Treppe hinabstiegen waren, unten anlangten, gewahrten sie, daß sich Leute von anständigem Aussehen unter die zerlumpte Pöbelmasse mengten, und mit Erstaunen und mit zorniger Entrüstung hörten sie, wie gerade diese die Gemüther zur Grausamkeit aufreizten, das lügenhafte Gerücht verbreitend, man komme, um den Verhafteten mit Waffengewalt wieder zu befreien.

Diese Lüge verfehlte nicht, jene Wirkung hervorzubringen, die man beabsichtigte, denn kaum hatten die Leute die Worte der Volksverderber und Verführer vernommen, so wiederhallte auch schon der ganze Platz von einem markerschütternden Geschrei, das dem bestialischen Geheul von Menschenfressern, wie es zuweilen in einem Urwalde aufsteigt, in welchem sich wilde Stämme bekriegen, verglichen werden konnte. Man stürmte mit Ungestüm die Treppe hinauf, in den Saal hinein und auf den Tisch los, an welchem der angeklagte Foulon saß; der Tisch stürzte vor dem andrängenden Pöbel um, und in diesem Augenblicke rief Lafayette: „Man führe ihn in's Gefängniß!"

Das hieß den Unglücklichen in den Tod senden.

Suleau und Hektor, die unten standen und mit scheuen Blicken zu den Fenstern des Volkshauses hinaufstarrten, wechselten die Farbe, als jetzt hoch oben auf der Treppe in Mitte der blutgierigen Menge der um Hilfe und Gnade flehende Greis erschien, und der Ruf donnernd wiederhallte: „An die Laterne mit ihm!"

„Gottes Zorn über euch, ihr feigen Schurken!" rief da Suleau, die Fäuste ballend. Hektor verhielt ihm in ängstlicher Hast mit der Hand den Mund, blickte prüfend

um sich und dankte Gott im Stillen, daß des Freundes Ruf in dem allgemein tobenden Lärm spurlos erstorben war. Mit Aufbietung aller Kräfte zog Hektor aber dann den Aufgeregten mit sich fort, und Suleau glaubte wieder jenes heisere Lachen zu vernehmen, das schon einmal nächtlicher Weile auf dem Greveplatz, von dem Schaffot herab, so unheimlich zu seinem Gehöre gedrungen war.

Suleau hatte auch recht gehört, denn das mumienartig vertrocknete Gesicht des Spions der Jakobiner schoß einen tückischen Blick voll Schadenfreude aus den tiefliegenden Augen nach den Freunden hin, die voll Grauen einem Platze enteilten, welcher ein feiges häßliches Verbrechen schauen sollte.

„An die Laterne!“ brüllte wiederholt die Menge, und während ein Mensch, der noch ein Neuling im Henkerhandwerke war, an einem Laternenpfahle empor kletterte und sich zur Vollziehung der Execution anschickte, sank der unglückliche mißhandelte Greis auf die Kniee, erhob flehend die Hände und blickte die ihn Umstehenden mit einem so wehmüthigen Ausdrucke an, daß sich darob ein Stein hätte erbarmen mögen; die Menschen aber blieben ungerührt; sie spuckten ihm in's Gesicht, bewarfen ihn mit Koth und hingen ihn zum dritten Male an die Laterne, nachdem der Strick beim ersten und zweiten Versuche entzwei gerissen war.

Für die Thränen, die den Augen des schrecklich geängstigten Greises entstürzten, wie für die herzzerreißenden Bitten um Barmherzigkeit hatten diese Ungeheuer keine Ohren, und nachdem man den Unglücklichen etwa eine halbe Stunde hängen ließ, um das Volk an das fürchterliche Schauspiel zu gewöhnen, das man nun öfter zu erneuern gedachte, stritten sich Foulon's fluchbeladene Mörder

um den Leichnam des Ehrenmannes, gleich Raubthieren um die Beute. Endlich übereingekommen theilten sie sich in seine Kleider, hieben ihm den Kopf ab und steckten ihn auf die Spitze einer Picke, während der verstümmelte Rumpf, mit unzähligen Malen der Grausamkeit bedeckt, im Koth an einem Stricke fortgezogen wurde.

Als dieser scheußliche Zug sich durch die Straße St. Honoré bewegte, tanzten Höckerweiber im Garten der Tuilerien und sprachen die Vorübergehenden um ein Geschenk an: zur Erkenntlichkeit für die Verdienste, die sich ihre Männer, wie sie sagten, um die Freiheit erworben hätten.

So betrug sich ebendasselbe Volk, von welchem die Philosophen sechs Monate früher gesagt hatten, es sei gut, gefühlvoll und großmüthig, und diese Stadt, bereits von so vielen Lastern besudelt, war dasselbe Paris, das wegen seiner Bildung und wegen seiner feinen Sitten so berühmt gewesen.

VII.

Suleau's letzte Nacht.

Solche Gräuel, wie die an dem greisen Foulon verübten, nannte der elende Mirabeau Privatunannehmlichkeiten und Maßregeln der Klugheit, und um das leichtgläubige Bauernvolk zu verbrecherischen Anschlägen auch fürder zu benützen, legten die Volksverderber auf alle Jene kameradschaftlichen Beschlag, welche durch Laster, die der Müssiggang und die Verschwendung erzeugt, bereits herabgekommen und an Leib und Seele verdorben waren. Diese

nimmermüden Aufwiegler ließen auch falsche Edicte drucken, in welchen zu lesen war, daß der König fortan keine andern herrschaftlichen Rechte bestehen lassen wolle als die seinigen, und daher befehle, alle Denkmale der Feudalherrschaft zu zerstören und alle jene Titel zu vernichten, welche die Dienstbarkeit der Unterthanen in der Zeitfolge fortpflanzen könnten.

In mehreren Provinzen sprengten plötzlich Leute zu Pferde in irgend ein beliebiges Dorf; sie schienen erschöpft und furchtbar geängstigt. Solche politische Komödianten forderten dann die Landleute auf, die Sturmglocke zu läuten und zu den Waffen zu greifen, weil, wie sie angaben, fremde Truppen heran nahen und bereits Alles vor sich her mit Feuer und Schwert verheeren.

Diese schändlichen Mittel der Verführung und des Schreckens hatten eine unzählige Menge von Schandthaten zur Folge, welche jeden noch nicht gänzlich Entmenschten mit Grauen und Entsetzen erfüllten.

Zahlreiche Schlösser wurden in Brand gesteckt und bis jetzt unerhörte Grausamkeiten theils an Edelleuten, theils an begüterten Bürgern verübt.

Im Herzogthume Maine wurde Montesson erschossen, nachdem er zuvor das Blut seines greisen Schwiegervaters fließen sehen mußte, den man grausam dahinmordete. In Languedoc hieben die bereits an Mord gewöhnten Banden Barras vor den Augen seiner Gattin, die einen Säugling an der Brust stillte, buchstäblich in Stücke; in der Normandie warf man einen gichtbrüchigen Edelmann, taub für seinen Jammer, auf einen Scheiterhaufen; Baron Montjustin wurde anderthalb Stunden lange an einem Strick in einen Brunnen gehangen, während welcher Zeit er zuhören mußte, ob man ihn hinabfallen lassen oder auf eine

andere Weise umbringen solle; die Herzogin de Tonner nebst dem Grafen Allemanne und dem Chevalier Ambly schleppte man, nachdem man ihnen sämmtliche Bekleidung vom Leibe gerissen, auf einen Düngerhaufen, worauf die wüthenden Leute die Unglücklichen umtanzten, die vor Schrecken und Scham fast vergingen; zuletzt wurden dann den Mißhandelten die Haare unter teuflischem Gelächter ausgerissen.

Solche Gräuel, von dem elenden Mirabeau, wie schon erwähnt, als Privatunannehmlichkeiten und als Maßregeln der Klugheit bezeichnet, genügten jedoch den Revolutionsmachern noch nicht, und in ihrer gänzlichen Gottverlassenheit gingen sie so weit, daß sie von den Geistlichen selbst die Verläumdung der Religion forderten.

Aus feiger Angst vor dem Tode wies mancher Priester die glanzumflossene Märtyrerkrone von sich und that nach dem Willen der Verschwornen; Jene aber, welche ihrem Gott und ihrer heiligen Kirche treu blieben, wurden der Volkswuth preis gegeben oder deportirt.

Durch das Mittel der Deportation glaubte mancher der unglücklichen Priester den Tiegerklauen der Verfolger zu entgehen; Jene aber beabsichtigten dadurch, nur solche Geistliche in ihre Gewalt zu bekommen, die durch Verbergung dem allgemeinen Morden bis jetzt entgangen waren, denn wenn ein Geistlicher, im Vertrauen auf die durch öffentliche Autorität zugestandene Erlaubniß, auswandern zu dürfen, sich um einen Paß bewarb, so wurde er entweder gleich ergriffen und in's Gefängniß geworfen, oder man versah seinen Paß mit einem Zeichen, wodurch die an den Grenzen postirten Banden den Befehl erhielten, den Vorzeiger des Passes umzubringen oder doch wenigstens bis auf den letzten Pfennig auszuplündern, denn die

Verschwornen hatten decretirt: wir wollen, daß sie sterben, entweder vor Hunger in ihrem Exil oder durch das Schwert ihres Vaterlandes.

Diese Pässe wurden bald unter dem Namen Todtenzettel bekannt und sie verdienten auch völlig die Bezeichnung, denn eine zahlreiche Menge Geistlicher wurde, dem auf den Pässen angebrachten Zeichen zufolge, grausam hingemordet.

„Man könnte ganze Bände füllen," sagt Segur, „mit den Namen aller Priester, „die als Märtyrer ihres Glaubens starben, und nie wird man diese Hymnen vergessen, welche solche Priester, die man vor den berüchtigten Septembertagen erwürgte, für ihre Mörder zum Himmel schickten."

Während dieser Bluttage sah man in dem entchristlichten Paris auch das nie in der Welt gesehene Schauspiel, daß man einen mit einer Bischofsmütze und einem Meßgewande geschmückten Esel, von dem rasenden Pöbel begleitet, der die aus den Kirchen geraubten und auf's Schändlichste entweihten heiligen Gefäße trug, in die Nationalversammlung führte, welche diesen Infamieen ihren Beifall zu erkennen gab und gestattete, daß diese gotteslästerliche Procession unangefochten durch die Straßen fortgesetzt werden durfte. So sah man ebendaselbst in der Kirche Sanct Roch einen Komödianten die Kanzel besteigen, hörte ihn die schändlichsten und entsetzlichsten Lästerungen gegen alles Heilige ausstoßen und Gott herausfordern, seine Existenz zu beweisen und sich an ihm zu rächen, wenn er anders in der Wirklichkeit und nicht bloß in der Fabel existire. So sah man ferner das für die so sehr aufgeklärt sein wollende Nation auf ewig entehrende Schauspiel, daß eine berüchtigte Buhlschwester auf einen Triumph-

wagen gehoben und mit ihrem auf das Crucifix gesetzten Fuße, begleitet von den philosophischen Gesetzgebern Frankreichs, in förmlicher Procession nach der erzbischöflichen Kirche geführt wurde. Daselbst stellte man die Elende auf dem Hochaltare dem Volke als Vernunftgöttin zur Schau, stimmte ihr zu Ehren Hymnen an und umräucherte ihren feilen, schamlos gekleideten Körper mit köstlichem aus der Kirche entwendetem Weihrauche.

Während dieses gottverfluchten Festes, wo die Teufel dem Pfuhle der Hölle entstiegen schienen, wurde der Wein aus den geweihten Gefäßen gesoffen, und sämmtliche Anwesende fröhnten in dem Tempel der Liederlichkeit und der Trunkenheit auf die gemeinste Art.

Als man das verbuhlte Weibsbild auf dem Altare zur Schau stellte, rief ein Philosoph dem Volke zu: „Seht da die Gottheit der Franzosen! Forthin wird un„sere ganze Religion nur darin bestehen, die Freiheit des „Willens und der Sinne in dem Tempel der Vernunft zu „verehren."

Welch' ein Schauspiel! Eine Sklavin verthierter Leidenschaften als Vernunftgöttin! Das verworfenste Geschöpf auf dem Altare des Schöpfers! Wahrlich, ein einer solchen Philosophie würdiger Triumph!

So Etwas konnte nur in dem sittenverdorbenen Paris vorkommen! wird wohl mancher Leser ausrufen. Nein, nicht nur in Paris, auch anderswo! Verderblich schnell greift das Gift böser Grundsätze um sich.

Ein gewisser Friedrich Heidenreich veranstaltete mit andern Jakobinern zu Weissenburg im Elsaß ein sogenanntes Eselfest, zu welchem aus der ganzen Umgegend die Esel herbeigetrieben und mit Meßgewändern und mit dem Altarschmucke der katholischen und protestantischen Geistlichkeit

aufgeputzt wurden. In feierlicher Procession, welcher der Jakobiner-Club mit Chorhemden bekleidet folgte, wurde die Eselsheerde herumgeführt, und während diese gotteslästerliche Procession ihren Umgang hielt, trug man alle Bibeln, alle Gebet- und Gesangbücher und alle Rosenkränze und Crucifixe, die man nur immer auftreiben konnte, auf den Marktplatz und verbrannte Alles auf einem Scheiterhaufen.

Ein gewisser Ludwig Apfel zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch eine enorme Schlechtigkeit aus; er nahm das Allerheiligste aus der St. Johanniskirche und gab zum Schlusse dieses höllischen Festes eine geweihte Hostie einem Esel mit den Worten zu fressen: „Da friß, Vieh, diesen Gott!“

Solche Bilder aus der Zeit der ersten französischen Revolution beruhen auf keinen Erdichtungen oder Uebertreibungen — sie sind wahr. Erbaue sich an denselben, wer schlecht genug ist; Jene aber, welche noch positiven Glauben im Herzen tragen und Achtung vor der gesetzlichen, das Wohl des Staates fördernden Ordnung haben, mögen ihren Fürsten nie zur Nachgiebigkeit bestimmen, wenn es gilt, mit unnachsichtiger Strenge gegen eine Partei zu verfahren, die sich den Umsturz aller Dinge, welche jedem Rechtlichen heilig sind, zur Aufgabe setzte.

Es gibt auch einen gerechten Zorn, den jeder Brave allem Schlechten gegenüber empfindet und ein solcher loderte auch besonders in dem Gemüthe Suleau's auf. Stirn gegen Stirne hatte er all' diese Schändungen der Religion mit angesehen und darüber empörte sich sein Herz so sehr, daß er sich oft die furchtbare Macht der Vernichtung wünschte, um alle jene Auswürflinge hinwegzutilgen, welche mit frecher Stirne Gott und die Menschheit verhöhnten.

Während einer glühend heißen Augustnacht saß Suleau

auf seinem einsamen Zimmer und starrte in die hin- und herflatternde Flamme einer fast niedergebrannten Kerze. Vor ihm auf dem Tische lagen mehrere entsiegelte Briefe; einen hatte ihm der kühne Royalist Cazalès, mit dem er stets in vertrauter Verbindung stand, geschrieben; einen zweiten hatte er von Hektor's Vater erhalten; einen dritten schickte ihm der geistreiche Rivarol, der, über alle Parteien sich erhebend, jede mit der Geißel seines treffenden Witzes züchtigte, in's Haus; von andern werthen Freunden waren die übrigen Briefe.

All' diese Briefe enthielten für Suleau ernstliche Warnungen; in allen war von einem am künftigen Morgen losbrechenden Aufstande die Rede, und in jedem der Wunsch ausgesprochen, Suleau möge sich, bis die blutige Katastrophe vorübergebraust sei, wohl und sicher bergen.

Hektor's Vater schrieb auch, daß sich ein hageres und tückevoll aussehendes Männlein in der Stube seines Portiers angelegentlich erkundigt habe, ob er — Suleau — häufig in sein Haus komme und ob er mehr mit Hektor als mit ihm selbst befreundet sei; es komme ihm dieß so vor wie Spionerie, meinte der alte Herr, ohne Hehl zu erkennen gebend, daß man es wahrscheinlich auch auf seinen und seines Sohnes Ruin abgesehen habe, den man auf diese Weise einzuleiten gedenke.

Mit kalter Ueberlegung und mit der größten Aufmerksamkeit hatte Suleau die sämmtlichen Briefe gelesen, und da auch er von der auf den künftigen Tag beabsichtigten Emeute Wissenschaft erhalten, so starrte er, während ein Meer von Gedanken ihn umwogte, rathlos in das Flämmchen der von ihm vernachlässigten rasch niederschmelzenden Kerze.

Da wurde die Klingel gezogen, Suleau fuhr aus seinen wachen Träumen auf, und vernahm aus dem

Fenster fragend, daß Camille Desmoulins es sei, der ihn zu sprechen wünsche. Er rief seinen Diener, welcher mit einem Lichte in der Hand sogleich hinabging, um zu öffnen.

„Camille, was führt Dich noch so spät zu mir?“ redete Suleau seinen ehemaligen Schulkameraden bei dessen Eintritte mit zweifelhaft fragendem Blicke an.

„Die Sorge für Dich,“ sprach dieser, die dargebotene Hand des Jugendfreundes drückend, und ohne lange Einleitung redete er von einem Blutbade, welches morgen in Paris wüthen werde, und von der Nothwendigkeit, daß Suleau, ehe die Sonne erwache, aus seiner Wohnung spurlos verschwunden sei. „Räume zusammen,“ drang er in ihn, „was Dir als das Werthvollste Deiner Habseligkeiten däucht, und folge mir ohne Zögern und ohne Widerspruch in mein Haus; dort werde ich Dich so verstecken, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, Dich aufzufinden; auch wird man Dich bei mir nicht suchen, und so wird Dein Leben und Dein Talent erhalten.“

Suleau heftete auf den Cordelier Desmoulins einen langen Blick, dann schlug er, ob aus Stolz oder aus Mißtrauen, das konnte aus seinem Gesichte nicht enträthselt werden, Camille's Anerbieten aus; dieser geberdete sich anfangs etwas empfindlich, dann aber erneuerte er seine Vorstellungen und drang in Suleau, ihm zu folgen, wenn er anders sein Leben liebe.

„Ich liebe mein Leben, mehr aber noch die Ehre,“ entgegnete Suleau in edlem Stolze, „und halte es unter meiner Würde, mich gerade in dem Augenblicke bei einem Feinde meiner Partei zu verbergen, wo ein Kampf gegen dieselbe und gegen meinen König entbrennen wird. Hatte ich den Muth, gegen jene schrecklichen Systeme, denen auch Du huldigst, Camill, und unter deren Druck Frank-

reich erzittert, zu schreiben, und Jene zu tadeln und als Ungeheuer hinzustellen, welche durch massenhaften Mord das Glück der Völker zu gründen gedenken, so darf ich auch in jener Stunde nicht fehlen, wo es gilt, meine Grundsätze mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen. Kopf, Herz und Hand dem Vaterlande, das war stets mein Wahlspruch, und meine Hand, die bis jetzt für die gute Sache schrieb, wird auch nicht zittern, wenn es gilt, mit den mordlustigen Gegnern die Waffe im Gefechte zu kreuzen."

Als Suleau, das Auge voll edler Begeisterung, so redete, ertönte wiederholt die Hausglocke; gleich darauf vernahm man draußen Tritte auf der Treppe und eine Minute später trat Hektor, dem der Diener geöffnet und heraufgeleuchtet, zu den Beiden in das Gemach. Sein Antlitz zeigte die höchste Gemüthsunruhe, sobald er jedoch die Anwesenheit Camille Desmoulins gewahr wurde, grüßte er, den Sturm in seiner Brust bekämpfend, mit scheinbarer Ruhe den Freund, legte Hut und Stock ab, und that ganz so, als unterbreitete sich seinem Besuche durchaus nichts Wichtiges.

Selbst die edelsten und offenherzigsten Menschen kannten in der damaligen Zeit die Vorsicht und das Mißtrauen als die Mutter der Klugheit, und, in Parteien sich scheidend kam häufig ein Bruch zwischen Leuten zu Stande, welche früher während eines Jahrzehntes in freundschaftlicher Eintracht gelebt.

Camille beobachtete jedoch diese Zurückhaltung nicht, er kannte Hektor als Suleau's Freund und nahm sich daher vor, in einer Sache zu sprechen, die durchaus keinen Aufschub dulde. Da seine Beredsamkeit bereits an Suleau's eisernem Charakter gescheitert war, so wendete er

sich geradezu an Hektor, setzte ihn von dem Grunde seines nächtlichen Besuches in Kenntniß und forderte den jungen wackern Cavalier bei der Freundschaft zu Suleau auf, den Widerspenstigen zu bereden, daß er sein theures Leben sich und seinen Freunden erhalte.

Als Camille so redete, schwand aus Hektor's Brust jedes Mißtrauen gegen den Cordelier, und ohne Rückhalt erklärte auch er, daß diesem seinem Besuche dasselbe Motiv zu Grunde liege, nämlich die Absicht, Suleau zu retten, was lediglich durch ein Verbergen an sicherem Orte zu bewerkstelligen sei. „Tausende von Opfern," redete Hektor mit Jugendeifer, „wird der morgige Tag fordern und ganz Europa wird ob dem erbleichen, was hier bei uns geschieht. Du wärest wahrhaftig ein Thor," wendete er sich an Suleau, „wenn Du in tollkühner Unbekümmertheit in Deinem Zimmer sitzen und warten wolltest, bis eine Mörderbande auch hier die Thüre erbricht und Dich hinauszerrt, um Dich unter Spott und Hohn zu schlachten. Opfern kann man sich für eine Sache, sein Leben aber unnütz verschwenden, das ist eine Sünde und ein Verstoß gegen den Erhaltungstrieb, welchen die Natur in jedes Menschen Brust legte."

Suleau kreuzte die Arme, und nachdem seine Lippen gutmüthig gelächelt hatten, heftete sein intelligentes Auge einen durchdringenden Blick auf den bittenden Freund. „Nur Deiner Freundschaft," sprach er dann, „deren Aufrichtigkeit ich kenne, vergebe ich es, daß auch Du mich zu einer feigen Handlung bestimmen willst. Aus jenen Gesprächen, welche wir oft zusammen pflogen, weißt Du bereits, daß ich den Werth des Lebens gar hoch schätze, jedoch nur in Bezugnahme auf das künftige Leben. Wenig liegt daran, ob der Mensch lange oder kurz lebe; Alles

aber, daß er gut lebt und Gott und dem guten Principe treu stirbt. Bliebe ich, wie Du vorhin erwähntest, unthätig hier auf meinem Zimmer, abwartend, bis der Arm tödtlicher Feindschaft mich erfaßte, so wäre dieß allerdings eine Verschwendung des Lebens und ein Verkennen der Aufgabe desselben. Ich werde aber nicht so thun, denn in der Eigenschaft als Nationalgardist werde ich in dem Augenblicke der Gefahr bei meiner Fahne stehen; so gebietet mein Eid und meine Pflicht, und wer mir zu einem Eidbruche und zu einer Pflichtverletzung räth, darf nimmer glauben, daß ich seinen Worten Gehör schenke; auf Nachsicht rechnen aber kann der Freund, dessen all' zu weit gehende Liebe ich wohl zu würdigen weiß." Bei diesen Worten reichte Suleau den Beiden die Hände und erschüttert schwiegen Camille und Hektor, denn nach dem, was sie eben aus dem Munde des wackern Schriftstellers vernommen, konnten sie nicht weiter in ihn dringen.

„So lebe denn wohl," verabschiedete sich Camille und nicht ohne Rührung lispelte er: „Auf Wiedersehen!"

„Wie Gott will," entgegnete Suleau, und einen gar ernsten Blick auf Camille heftend sagte er: „Daß Du mich retten wolltest, das danke ich Dir, daß aber auch Du einer jener Volksverderber geworden, das schmerzt mich, und ich wünsche, daß Dich Gott vor Deinem Ende zur Erkenntniß und auf den rechten Pfad wieder zurückführe; der Herr bessere Dich!" Darauf wendete sich Suleau, als er mit Hektor allein war, an diesen, ihm die Briefe weisend, welche ihn sämmtlich zur Flucht oder zum Verbergen aufforderten. Unter diesen Briefen erkannte Hektor auch den, welchen sein Vater dem Schriftsteller geschrieben, und theilte ihm dabei noch Näheres über jenes spinnendürre Männlein mit, welches sich mit einer seltenen

Vorwitzigkeit bei dem Portier um die Freundschaftsverhältnisse erkundigte, in welchen Suleau zu dem Herrn dieses Hauses und zu dessen Sohne stehe.

„Ja, ja," seufzte da Suleau, „das Spioniersystem ist bei unserm sogenannt freisinnigen Volke weit erdrückender als in irgend einem Lande, welches unter der Zuchtruthe eiserner Despotie steht. O Freund, welche Errungenschaften haben wir denn seit dem Beginn der Revolution zu preisen und welchen Nutzen werden überhaupt in spätern Zeiten die Völker daraus ziehen? Eine Lehre für die Fürsten werde aus ihr hervorgehen, sprechen Manche, und das Volk werde auch außerhalb unserer Grenzmarken zur Einsicht kommen, daß der Titel: „Souverän" ihm allein gebühre, weil die Kraft in ihm liege. Wie benützt nun aber bei uns das Volk seine Souveränität und wie handhaben die jetzigen Gesetzgeber das Gesetz? War die frühere oder die jetzige Regierung volksfeindlicher? Jede Kunde aus den Provinzen redet von Brand und Todtschlag, von Plünderung, von sittlicher Verkommenheit und von wahnwitziger Gotteslästerung. Es sei dieß eben der Gährungsproceß, meinen da Manche, und es werde sich Alles dann wieder befriedigend lösen und zum Guten wenden. Ja, zum Guten wird es sich wieder wenden, wenn Jene, die den Königsmord beabsichtigen und wahrscheinlich auch ausführen, nicht mehr sind; wenn Jene, welche zur Kirchenschändung den Pöbel anhetzten, von der gerechten Strafe ereilt sein werden, und wenn das Volk selbst jene Ungeheuer auf das Schaffot schleppt, welche durch ihre zahlreichen Todesurtheile den Henker ermüden. Schau, Hektor, ich bin moralisch überzeugt, daß alle Jene, welche man jetzt vergöttert, von dem Volke selbst getödtet werden; überzeugt, daß in nächster Zukunft die geschändeten Tempel

wieder dem Gottesdienste geöffnet und zahlreiche Bußprocessionen von dem Volke selbst veranstaltet werden. Solche Zustände dauern stets nur kurze Zeit, und um sie zu beenden, bedarf es nur eines einzigen plötzlich auftauchenden Mannes, der mit eiserner Hand einen Streich in's Ganze thut und ich glaube, daß auf Frankreichs Erde bereits ein solcher lebt."

Hektor blickte finster vor sich nieder und von Notre-Dame herüber schlug es Eilf. Suleau's Augen belebte ein seltener Glanz, vergleichbar dem eines Sehers, der die Hieroglyphenschrift der Zukunft zu enträthseln sich bemüht.

„Der Kampf für den Thron," redete Suleau nach einer Weile wieder, „wird morgen verloren gehen, lediglich aber deßhalb, weil Viele so thun werden, wie Du und Camille mir zu thun gerathen. Die Führer der Revolution werden morgen auf den Beinen sein; Feigheit, Unschlüssigkeit und ein strafwürdiges Phlegma werden aber Viele von unserer Partei hinter Schloß und Riegel zurückhalten. Alle Jene sind aber indirecte Förderer jener Gräuel, welche Paris schauen wird. Suleau will Keiner von Jenen sein, denn strenge Pflichterfüllung ist das erste Gesetz für den Mann, und wie fast alle Krankheiten aus einer schlechten Verdauung hervorgehen, so bin ich meinerseits der Ansicht, daß solche Zustände, wie sie jetzt bei uns wüthen, aus der Thatlosigkeit unserer sogenannt Gutgesinnten hervorgingen, oder besser gesagt, vermöge derselben möglich wurden. Hätte man zur rechten Zeit dem Umsichgreifen einer philosophischen Nichtsglauberei gesteuert und die ersten Zügellosigkeiten mit Thatkraft zurückgewiesen, so wären wir unmöglich an einem so hoffnungslosen Standpunkte, auf dem wir jetzt stehen, angekommen."

Wieder drehte sich das Uhrwerk am Notre-Dame-Thurme und in zwölf dumpfen Schlägen fiel der eherne Hammer auf die Riesenglocke, Mitternacht verkündend.

Hektor, der, während der Freund sprach, fast ausschließlich nur an das Schicksal desselben gedacht hatte, erhob sich jetzt vom Stuhle, stürzte dann, von einem Gefühle angetrieben, das er nicht länger zu verbergen im Stande war, an Suleau's Brust, und drückte einen heißen langen Kuß auf seine Lippen, als gelte es einen Abschied für das ganze Leben.

„So gehe denn mit Gott," redete Suleau, „und vertraue ihm in allen Dingen; baue auf ihn, wenn Dich die ganze Menschheit verläßt. Grüße mir Deinen Vater, Freund, und sage ihm, daß ich für seine Mahnung und für seine zarte Sorgfalt ihm herzlich danke, und daß er, wenn mir morgen etwas Menschliches begegnen sollte, nicht um mich trauern möge, indem ich es selbst als das höchste Ehrenzeugniß betrachte, in einer Zeit das Leben zu verlieren, wo allem sittlichen und religiösen Gefühl Hohn gesprochen und alles Heilige vernichtet wird. Sage das dem Vater und füge noch bei, er möge sich selbst nicht viel daraus machen, wenn der Haß der Schlechten auch seinen Lebenssand rascher verrinnen mache, als die Räder des menschlichen Organismus ihn verbrauchen würden; dasselbe sage ich auch Dir, lebe wohl!"

„Lebe wohl, Suleau!" rief da Hektor vor Aufregung bebend, „mir däucht, es sei dieß Deine letzte Nacht!"

Suleau wendete sich um, um nicht weicher zu werden, als er es sich vorgenommen und Hektor, aus der Thüre schreitend, rief: „Gott schütze Dich, mein edler Freund!"

Suleau war nun allein; langsam schritt er hin zum Fenster, öffnete es, und blickte hinaus in die Nacht und

hinauf zum Monde und zu dem zahllosen Heer der Sterne. Ein tiefer, heiliger Friede waltete in der Höhe und Suleau sprach: „Nur über den Thürmen und über den Bergen ist Ruhe; eine ewige ungestörte Harmonie waltet hier, während unten bei den Menschen die Furie der Zwietracht nimmermüde raset."

Fast eine Stunde lehnte Suleau an dem Fenstergesimse, hinauf zu den Wolken und Wölklein blickend, die langsam unter den Sternen und unter dem Monde hinschwebten.

Der in steter Aufregung hingebrachte Tag äußerte endlich seine erschöpfende Wirkung auf Suleau; der Müde faltete die Hände, kehrte das schon seit einiger Zeit sehr bleiche Antlitz einem Crucifixe zu, das trotz der Decretirung, es gebe keinen Gott, in ungestörter Ruhe über seiner Bettstelle hing, und betete mit lauter Stimme ein Vaterunser. Darauf legte er seine Uniform und seine Waffen zurecht und ließ sich erschöpft auf das Bett niederfallen, sogleich in tiefen Schlaf und in die Welt der Träume hinüber sinkend. Er redete im Traume von seiner letzten Nacht und schien besonders viel mit seinem Freunde Hektor beschäftigt.

Unten in den Straßen waltete eine tiefe, in Paris ungewöhnliche und deßhalb unheimliche Stille. Es lauerte das Verbrechen gleich einem versteckten, zum Sprunge bereiten Panther und gegen Morgen umschleierte sich der Himmel, als sollte die Sonne den Unsinn der Menschheit nicht schauen.

VIII.

Treue bis in den Tod.

Endlich brach der Morgen an, und mit ihm zugleich der von den Clubs schon lange genährte Aufstand, in Verbindung mit der Erstürmung der Tuilerien.

Der erste Angriff auf das Schloß, das sich einen Tag vorher in eine Festung, und auf den Tuileriengarten, der sich in ein Lager verwandelt hatte, ging von einer zahllosen Masse zerlumpter Sansculotten und Marseiller aus, die den hunderttausendstimmigen Schrei ertönen ließen: „Es lebe die Nation! Nieder mit dem König!"

Die Sturmglocke der Cordeliers, die im Nu alle übrigen Glocken in Bewegung gesetzt hatte, war das verabredete Zeichen zum Angriff.

Die Seele dieses Aufstandes war Madame Roland, Thèroigne de Méricourt und deren Partei; die eigentlichen Leiter aber waren Danton, Jean Louis Carra, jener Journalist, der nach dem errungenen Siege in seiner Zeitung sich rühmte, den ganzen Plan zur Schlachtordnung des Aufstandes entworfen zu haben, und Camille Desmoulins.

Den Vortrab bildete eine unabsehbare Schaar der sogenannten rothen Kinder und die Mitglieder des Clubs der Enragés. In dicht gedrängten Reihen folgte dann der Weiberpöbel, befehligt von der Thèroigne, die hoch zu Roß an der Spitze der Armee der Vorstädte ritt, in Begleitung von Rose Lacombe, die sich an die Spitze aller prostituirten Weiber von ganz Paris gestellt hatte.

Die Anführer des männlichen Pöbels waren: der Fleischer Legendre und der Brauer Santerre, Barbaroux, das Haupt der Marseiller Horden, der Amerikaner Four-

nier, der Deutsche Westermann, der Elsaßer Kieulen, der Pole Lazouski und einige andere hergelaufene sogenannte Patrioten. Ein Knäuel stoßender, drängender, schreiender und heulender Weiber bildeten den Nachtrab.

Die braven und dem König treu ergebenen Schweizer, die alle Eingänge des Schlosses bewachten, glichen in ihren Uniformen einer rothen Mauer, die von Stein oder von Erz, nicht aber von Fleisch und Blut zu sein schien. Stundenlang widerstand diese Mauer dem Pöbel, der anfluthete, wie eine ungeheure Wassermasse, die alle Wehren und Dämme durchbrochen. Die Schweizer standen wahrhaftig in diesem verderblichen Sturme, wie Steinbilder, die von den Posten, wohin man sie gestellt, weder zu verrücken, noch zu verdrängen sind.

Die rothe Jugend neckte und verhöhnte auf die beleidigendste Weise diese aus so tapfern Männern bestehende Garde. Keiner der Schweizer verzog jedoch eine Miene; sie thaten, als ob sie für die Schmähreden kein Gehör und für die Verhöhnungen kein Auge hätten, und als man nun anfing, sie mit Koth und Steinen zu werfen, standen sie fest und unbeweglich da, wie rothe Marmorsäulen und schwiegen zu Allem, weil sie den Befehl erhalten hatten, Alles ruhig über sich ergehen zu lassen und von den Waffen so lange keinen Gebrauch zu machen, bis nicht der Fall der höchsten Nothwehr eintrete.

Der Muth dieser „blutgefärbten Schweizerhunde", wie der Pöbel die tapfere Schaar schalt, verdoppelte den wilden blutdürstigen Muth der vordersten Volksmassen, und während die Hintersten unter wildem Rufen immer mehr vorwärts drängten, wurden die Ersten zum Angriffe gezwungen.

Da fällte endlich die rothe Schirmmauer die Bayonnete

und die blutige Katastrophe wurde auf diese Weise eröffnet.

„Tod den Schweizerhunden, sie wollen uns morden!" schrie der Pöbel, dessen beleidigende Reden und Steinwürfe die dem erhaltenen Befehle gehorsamen Soldaten nur allzu lange ertragen hatten.

Drohend und brausend schwollen die Volksmassen an, mit blinder Wuth und unter rasendem Gebrüll stürzte sich Alles dem Rechen der Bayonette entgegen und jetzt erst, nachdem schon mehrere Schweizer erschlagen waren, wurde allzusehr verspätet der Befehl zum Feuern ertheilt.

Ein Grauen erregendes Gemetzel begann nun, das man wohl bezeichnend ein Schlachten, nicht aber eine Schlacht nennen konnte.

Das fanatisirte, an Zahl und Stärke hundertmal überlegene Volk gewann bald die Oberhand, entwaffnete die treuen Wächter der Monarchie und des allzu milden Königs und erschoß die tapfere Schaar theils mit ihren eigenen Waffen, theils erschlug und erstach sie dieselbe.

Theils todt, theils todtwund lagen die braven Schweizer auf der Erde; das genügte jedoch noch lange nicht und die entfesselte, schrankenlos rasende Canaille riß den Gefallenen die Eingeweide aus dem Leibe, die Köpfe vom Rumpfe und pflanzte die bluttriefenden Häupter der Erschlagenen auf die Bayonnete der Gewehre und auf die Piken. Die rothen, in tausend Fetzen zerrissenen Uniformen dienten als Fahnen, welche die Sieger auf Stangen vorantrugen und massenweise durch die nun schutzlosen Eingänge den Sturm gegen die Marmortreppen begannen, auf welchen eine zweite Abtheilung Schweizer Posto gefaßt hatte.

Nach kurzer verzweifelter Gegenwehr siegte auch hier

die Uebermacht der Cannibalenhorden gegen die treuen und ihrem königlichen Herrn bis in den Tod ergebenen Soldaten. Bis auf den letzten Mann wurden sie alle niedergemetzelt und bald rieselte ihr Blut, das den klaffenden Wunden entströmte, die weißen Marmortreppen hinab. Nun stürmte der vom Morden müde, aber noch nicht gesättigte Cannibalenhaufe in das Innere der königlichen Gemächer und suchte unter schauerlichem Rachegeschrei, durch die mit Aexten eingeschlagenen Thüren dringend, nach dem Könige und nach seiner Familie, deren Blut auch sicher hier schon geflossen wäre, wenn der König und die Seinen nicht bereits das Schloß verlassen und sich in den Schooß der in der Reitbahn versammelten Volksvertreter begeben gehabt hätten.

In dem Thronsale angelangt, warf das sogenannte Volk wuthentbrannt den Thron der Lilien, jenen Thron, den einst ein Deutscher Kaiser den schönsten der gesammten Christenheit genannt, zum Fenster hinaus.

Unter donnerndem Jubel sammelten die untenstehenden Banden und Haufen die Stücke dieses zerbrochenen Thrones, schürten ein riesiges Feuer an, und übergaben dieselben unter dem Gesange der Marseillaise den Flammen, die einen grellen unheimlichen Schein auf die dunkeln Wände der Häuser des Platzes warfen.

In allen Zimmern erblickte man bald die Spuren gräulicher Verwüstung; die Wüthenden zerschlugen die großen Spiegel, zerfetzten die kostbarsten Gemälde, zertrümmerten die Statuen von Bronze und Marmor und warfen Alles als Trophäen eines Sieges über das Königthum durch die Fenster.

Ein Gemälde von van Dyck, das Karl I. von England in Lebensgröße vorstellte, zeigte Père Duchêsne vom

Fenster aus dem wild jubelnden Volkshaufen, rufend: „So wie das Volk von England es mit diesem treulosen „Karl Stuart gemacht, so wird das tapfere Volk der „Franzosen es auch mit dem Louis Capet machen!"

Nach diesen Worten spie Père Duchêsne dem Bilde in's Gesicht, durchstach es mit einem Dolche und schleuderte es auf die Straße hinab, wo man es auf emporgehobenen Piken und Säbeln auffing und unter enthusiastischem Jubel in die Flammen warf, die bereits den Thron in Asche verwandelt hatten.

Während noch fortwährend im Innern des königlichen Schlosses mancher Verwundete den Todesstoß erhielt und mancher fliehende Diener des königlichen Hauses von einer Kugel, einem Säbelhieb oder einem Kolbenschlag zu Boden geworfen wurde, ereignete sich im Garten der Tuilerien, wo ein Theil der Nationalgarde mit Aufopferung des Lebens seine Posten behauptete, eine jener Scenen, welche selten dastehen im menschlichen Leben und in welcher Treue und Edelsinn den schönsten Sieg im Tode über das Laster errang.

Unter der Nationalgarde, die dort Posto gefaßt und mit glänzendem Erfolg den Pöbel abgewehrt hatte, befand sich auch der Schriftsteller Suleau, der, seinem Eide treu, bei dem ersten Alarmzeichen sich unter seiner Fahne gestellt hatte. Daß er so thun werde, das hatte Thèroigne, seine erbittertste Gegnerin, bereits durch jenen Jean erfahren, welcher ihr am Morgen, der der Nacht des bereits bekannten Fackelzuges folgte, einen Dolch zum Geschenke machte, damit sie sich an Suleau räche.

Während nun das Volk den Eingang in die Gärten der Tuilerien erstürmte, sprang Thèroigne, die Amazone von Paris, vom Pferde und eilte mit ihrer aus Sans-

culotten und Weibergesindel zusammengesetzten Horde nach der Terrasse hin, auf welcher Suleau als vereinzelter Posten stand.

Racheschnaubend stellte sich das leidenschaftliche Weib ihrem Gegner gegenüber, zückte den Dolch und rief: „Ergreift diesen elenden Aristokraten!"

Suleau zeigte der vor Wuth heulenden Bande eine männliche, feste Haltung; ohne Trotz, ohne Hohn blickte er in die leidenschaftlich erglühenden Gesichter, sich mit Riesenkraft und mit verzweifelter Geschicklichkeit vertheidigend, als sich das Gesindel jetzt auf ihn warf. Er wurde jedoch, wie nicht anders möglich, von der Uebermacht überwältigt, zu Boden geworfen und seiner Waffen beraubt.

„Seht," rief jetzt Thèroigne der Horde zu, welche einen dichten Kreis um Suleau gezogen hatte, „das ist jener elende Royalist, der seine giftgetränkte Feder dem Hofe und der Aristokratenbrut lieh, und der mich, das Weib aus dem Volke, Eure Schwester, täglich an den Pranger stellte!"

„Schlagt ihn todt!" schrieen da die würdigen Brüder der Prostituirten, und mehrere furiöse Weiber und zerlumpte Kerle erfaßten das Opfer.

„Haltet ein!" gebot da Thèroigne, „da mich dieser Royalist kränkte, so steht auch mir zuförderst das Recht zu, ihn zu züchtigen; tretet zurück, meine Schwestern und Brüder!"

Gehorsam trat die wilde Bande zurück, und Thèroigne nahm eine theatralische Stellung an, kreuzte die Arme über der Brust und rief: „Bürger Suleau, was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?"

Suleau antwortete nicht, sondern stieß einen schmutzigen Kerl, dessen Faust ihn würgte, von sich.

Thèroigne gebot Ruhe und untersagte, daß ferner Hand an Suleau gelegt werde; darauf wiederholte sie: „Was, Bürger, hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?"

„Nichts," antwortete Suleau in edlem Stolze.

„Leugnest Du," fuhr Thèroigne fort, „mich und das Volk beleidigt zu haben?"

„Ich leugne Nichts, was ich gethan, und bin überzeugt, nie unrecht gethan zu haben!"

„Hört!" rief da Thèroigne, „der Royalist gesteht, mich wie auch das Volk beschimpft zu haben."

Die Bande stieß ein Wuthgebrüll aus und Weiber und Männer mit dem Kainszeichen des Mordens an der Stirne verlangten Suleau's Tod.

Thèroigne, die den edeln Stolz, den Suleau einem so finstern Schicksale gegenüber behauptete, nicht begreifen konnte, wünschte den todesmuthigen Mann zu demüthigen. Sie neigte sich deßhalb zu dem mit roher Gewalt Niedergeworfenen herab, winkte dem Pöbel, weiter zurückzutreten und flüsterte dann, nur für Suleau's Ohr vernehmbar: „Suleau, Dein Leben liegt in meiner Hand, aber ich gelobe, Dich zu retten, wenn Du hier offen und freimüthig bekennst, daß Dich die Aristokraten verführten."

Suleau's Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln, und er würdigte die in ihn Dringende keines Wortes.

„Hast Du mich nicht verstanden, Suleau?" flüsterte Thèroigne wieder.

Suleau nickte mit dem Kopfe und Thèroigne sprach mit Leidenschaft: „Rufe: ich bereue Alles, und Du bist frei!"

Dasselbe spöttische Lächeln wie zuvor zuckte wieder

um Suleau's Lippen, und so laut, daß es alle Umstehenden vernehmen konnten, sprach er: „Ein Mann, der auf dem Boden des Rechtes steht, hat einer gesetzlosen Bande gegenüber nicht um Verzeihung zu bitten; wollt Ihr mein Leben, so nehmt es hin und tödtet mich, es ist dieß noch immer das Schlechteste nicht, was Ihr bereits verbrochen habt."

Das Gesindel, das diese in edlem Selbstgefühle gesprochenen Worte vernommen, schrie: „Hört Ihr den frechen Aristokraten? Schwester Thèroigne, stoß' ihn nieder, diesen Frechen!"

Thèroigne zog nun den Dolch, den sie von Jean zum Geschenke erhalten, zückte dessen scharfe Spitze gegen Suleau, runzelte finster die Brauen und sprach gedämpft und zum Morde entschlossen: „Suleau, beuge vor uns das Knie, da Du uns gelästert, oder mache Dich gefaßt, von meiner Hand den Todesstoß zu erhalten."

Da entblößte Suleau die Brust und rief: „Stoße mich nieder, Elende, und überzeuge Dich, wie ein Royalist zu sterben weiß! Es lebe der König!"

„So stirb denn!" rief da das prostituirte Weib und tauchte den Dolch bis zum Griffe in Suleau's Brust.

„Gott sei mir gnädig!" stöhnte der tödtlich Getroffene, das brechende Auge zum Himmel erhebend; dann sank er als Leiche zurück auf den Sand, und das der Wunde entströmende Blut färbte seine Uniform, die bis zum Tode ein treues, edles Herz umschloß.

Die Mörderin, die den Anblick des so standhaft Sterbenden nicht ertragen konnte, stürzte fort, zitternd und bleich, wie man das Verbrechen malt. Ein Kerl aus dieser Mörderbande hieb der Leiche des Suleau den schönen Kopf vom Rumpfe, und ein Zweiter pflanzte diese

traurige Trophäe auf die Spitze seiner Pike und trug sie durch die Reihen der mit Blut besudelten Henkerschaar. —

So endete Suleau, der königlich gesinnte Journalist.

IX.

Das Bluttribunal.

„Warum heulst Du? So wird's auch Dir ergehen, „solltest Du auch einmal so ein Aristokrat werden; nimm „Dir ein Beispiel an dieser Leiche, welcher der Volkszorn „den Kopf vom Rumpfe riß!"

So rief am nächsten Morgen ein verwildert aussehender Blousenmann einem Knaben zu, der sich ob des Anblicks von Suleau's verstümmelter Leiche entsetzte.

In den verschiedenartigsten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit geöffnetem Munde, wie zum Todesschrei aufgerissen, den sie bei ihrer Ermordung ausgestoßen hatten.

Unter den Haufen der niedergemetzelten Schweizer lagen große, schön gebaute Männer, wahrhaft herkulische Gestalten. Häßliche alte Weiber mit fliegenden Haaren tanzten auf denselben herum und kühlten ihre bestialische Wuth noch vollends an den todten Leibern. Der Platz, auf welchem man gekämpft hatte, und auf welchem die Leichen in schauerlichen Gruppirungen lagen, war von Volkshaufen angefüllt. Hier wurde getrunken, dort gewürfelt; Einige sangen, Andere jubelten und tanzten, während wieder Andere trotz des tollen Lärms in todesähnlichem Schlafe lagen.

Als es völlig Tag geworden, hielt das Volk wieder wüthende Reden; die schrecklichsten und blutgierigsten kamen aus dem Munde der Weiber.

Die Volkswuth würgte noch mehrere Tage und mehrere Nächte fort, und als man am 15. August einige Schweizer aus einem Keller heraufzog, in dem sie sich versteckt hatten, nagelte man die unglücklichen Opfer ihrer Treue mit Piken an das Hausthor an, wo sie, von dem Strahl der Sonne gebrannt, unter Durst und Blutverlust verschmachtend hinstarben.

Die Wuth kannte keine Grenzen mehr!

In Folge dieser August-Ereignisse wurde der König in der gesetzgebenden Versammlung, in deren Schutz er sich begeben hatte, als Verräther des Vaterlandes angeklagt und mit der Königin und seinen Kindern nach dem Temple gebracht, woselbst man sie sämmtlich hinter Schloß und Riegel wohl verwahrte.

Als dieß geschehen war, rief ein gewisser Manuel: „Ludwig XVI. bleibt nun Nichts mehr übrig, als das „Recht, sich vor dem Volke zu rechtfertigen.“

Das Volk, das so lange diesen seinen König ehrte und achtete, und selbst während der Revolution noch manchen Beweis gab, daß es sogar seine Persönlichkeit liebe, fand nun plötzlich aus dem sanften und nur allzu nachgiebigen Benehmen Ludwig's alle nur möglichen Verbrechen heraus; alle bürgerlichen Tugenden aber fand es in den Volksverderbern und in den eigenen blutgetränkten Handlungen vereinigt, was denn doch der deutlichste Beweis sein dürfte: das Volk werde durch Worte gelenkt.

„Absetzung und Proceß des Volksmörders Ludwig Capet,“ so wurde der eigentliche Criminalproceß gegen den König dem Volke in gedruckten Placaten vorgezeigt.

Wie bereits erwähnt, wurden schon früher Jene, welche die Sache der Religion, des Thrones, die geheiligten Grundsätze der Gerechtigkeit, der öffentlichen Ordnung und des Eigenthumsrechtes vertheidigten, bitter verfolgt; nun erschien aber ein Decret, in welchem alle Journale und Zeitungen verboten wurden, die nicht im Sinne der Revolution schrieben, und die meisten Journalisten, die ihrem Principe treu blieben, verloren ihr Leben auf dem Schaffote.

So zerschmetterten die sogenannten Freiheitsmänner das Recht der Rede- und Preßfreiheit und so benahmen sich die als loyal und tolerant gelten wollenden philosophischen Patrioten.

Gedungener Pöbel umlagerte bei Tag und Nacht den Temple, von Zeit zu Zeit brüllend: „Es lebe die Nation! Auf die Guillotine mit dem König!" Von nun an herrschte der Geist der Jakobiner unter dem Volke und in allen Schriften, welche man demselben zu lesen gab.

Da die Jakobiner durch die verübten Gräuel einen auswärtigen Krieg angeregt hatten, so wurde zur Ausrüstung ein enormer Kostenaufwand erfordert; die an Erfindungen überreiche Nationalversammlung wußte sich jedoch auch hier zu helfen. Ihrem Befehle zufolge wurden aus dem Metalle der öffentlichen Denkmäler Kanonen gegossen und in allen Departements begann nun die Truppenaushebung. Auch forderte man unter den Mauern von Paris ein Lager zur Vertheidigung der Stadt; gleichzeitig fuhren die Volksverderber fort, die Köpfe durch Flugschriften, durch theatralische Vorstellungen und durch andere Gaukeleien bis zum schrecklichsten Fanatismus zu erhitzen, wodurch diesem Kriege der Charakter der unglaublichsten Wildheit aufgedrückt wurde.

Frankreich, welches bisher für eines der gebildetsten Länder der Erde galt, wurde nun plötzlich nach allen Richtungen hin von Vandalenhorden durchzogen, welche die Reisenden und die Bewohner der Städte und Dörfer mißhandelten, Kirchen und Schlösser beschädigten und alle Zeichen des Königthumes und der Lehenbarkeit vernichteten.

Auf diese Weise verlor Frankreich während eines Monats den größten Theil seiner Kunstschätze und Denkmäler.

Durch Furcht und Schrecken waren die gutgesinnten Bewohner Frankreichs so sehr unterjocht, daß sie sich begnügten, unter sich, hinter wohl verschlossenen Thüren, über die Tagesereignisse in gedämpftem Tone zu sprechen; die Kraft zu irgend einer großen Handlung aber war gänzlich gebrochen; ja es war so weit gekommen, daß sich Viele über das, was heute vorging, mit der Hoffnung trösteten, daß sie morgen sterben würden. Der Plan der Nationalversammlung, Oesterreich mit der Türkei zu entzweien, scheiterte, und die österreichische Armee, vereint mit der preußischen, rückte unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig vor.

Die Preußen nahmen Longwy nach einem Bombardement von fünfzehn Stunden und die feindlich heranrückenden Truppen überströmten Lothringen und die Champagne.

In dieser unangenehmen Lage griff die Nationalversammlung zu den extremsten Mitteln und dictirte die Todesstrafe gegen alle Festungscommandanten, die capituliren würden; auch ließ sie das Getreide und die Fourage in das Innere von Frankreich zurückführen, um dem Feinde alle Subsistenzmittel zu entziehen.

Jean de Bry trieb die Tollheit am weitesten; er schlug vor, ein Corps von zwölfhundert Freiwilligen zur

Ermordung jener Könige zu bilden, die gegen Frankreich Krieg führen.

Mailhe behauptete, dieser Vorschlag sei ein großartiger und ein moralischer. Diesem Mailhe beistimmend erklärten mehrere Deputirte, sie würden, sobald die Sitzung der Versammlung zu Ende sei, die Ehre haben, sich bei diesem unternehmenden Corps einschreiben zu lassen und unter demselben zu dienen.

Da sich viele rechtschaffene Leute, welche gesetzliche Ordnung, Sicherheit und Ruhe wünschten, über das Einschreiten der heranrückenden Mächte freuten, und unter sich gelobten, denselben mit bewaffneter Hand beizustehen, seien sie nur erst nahe genug herangekommen, so bewirkte Danton, dem seine Spione diese Stimmung verriethen, daß gegen alle Jene, welche sich direct oder indirect den Operationen der Volksmänner widersetzten, die Todesstrafe decretirt werde. Diesem Vorschlage leistete man Folge und zugleich sollten nächtliche Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen werden.

So erschien denn endlich der verhängnißvolle Moment, in welchem jene dreimalhunderttausend Menschen, welche Marat mühsam auf eine Liste geschrieben, verhaftet, deportirt und gerichtet werden sollten.

Alle, die früher im Dienste des Hofes standen, zitterten, und um der Rache der Blutmenschen zu entgehen, verbargen sie sich unter Dächer, auf Fruchtböden, in Kisten, Fässern, in Kaminen und unterirdischen Canälen; Andere suchten sich dadurch zu retten, daß sie die Freundschaft von Aerzten benützten, die ihnen unter den Kranken und Todten einen Platz anwiesen.

Am 29. August, Nachts um halb eilf Uhr, fingen die Hausuntersuchungen an, da man aber sah, daß es un-

möglich sei, in einer Nacht damit zu Ende zu kommen, so ging man eben nur in solche Häuser, wo man gewiß überzeugt war, jene Personen aufzufinden, die Marat's Liste bereits als Opfer bezeichnete.

Ein großer Theil der beauftragten Inquisitoren bereicherten sich während dieser Nacht theils durch Diebstähle, die sie mit frecher Schamlosigkeit begingen, theils durch hohe Lösegelder, die sie sich für die Freiheit der auf der Liste Bezeichneten bezahlen ließen.

Diese Räubereien waren um so leichter auszuführen, als bei der allgemein eingetretenen Verwirrung jeder der Jakobiner nach Willkür Obrigkeit, Inquisitor, Sections-Officier oder Henker werden konnte.

In Folge dieser Hausuntersuchungen wurden während der Nacht des 29. Augusts über fünftausend Personen von jedem Alter und Geschlechte aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgeschreckt und aus dem Kreise ihrer jammernden Familien hinweggeführt.

Marat ärgerte sich über den, wie er sagte, unergiebigen Erfolg der Nachforschungen, und es schien ganz, als könne dieses Scheusal, gleich einem Vampyr, nur in einer mit Blutdunst angefüllten Atmosphäre leben.

Unter den Unglücklichen, die man während der Nacht des 29. Augusts verhaftet hatte, befand sich auch Hektor, Suleau's Freund, und der wackere greise Vater dieses jungen Mannes. Da man schon im Voraus „National-Häuser" für die zu Verhaftenden eingerichtet hatte, so wurden auch jetzt Hektor und sein Vater in einem derselben hinter Schloß und Riegel verwahrt. In der Karmelitenkirche allein verschloß man 172 Priester, 92 zu Saint Firmin und einige 50 in andere Gefängnisse.

Als die Zeit heranrückte, diese unglücklichen, gleich

Thieren eingepferchten Opfer zu morden, wollte man anfänglich die Guillotine hiezu gebrauchen, da aber diese Art von Hinrichtung als zu langsam und als zu viel Zeitaufwand in Anspruch nehmend erschien, so sann man auf schnellere Beförderungsmittel, und suchte, um sich dabei einen guten Erfolg zu sichern, den Pöbel durch neue Erdichtungen zu erbittern. Zu diesem Zwecke verbreitete man die Nachricht, daß die heranrückenden Feinde unerhörte Grausamkeiten an den „Patrioten" der eroberten Städte begangen hätten. Gleichzeitig sprach man auch von Verschwörungen der Aristokraten und der widerspenstigen Priester gegen alle Verfechter der Revolution in Paris.

Mit solchen lügenhaften Gerüchten unterhielten die Tagblätter und öffentlichen Redner die Volkshaufen; damit jedoch noch nicht zufrieden, wurde von den Volksverderbern ein liederlicher Bursche, der bereits alle Grade entehrender Verbrechen durchlaufen hatte, in Sold genommen. Der erhaltenen Instruction zufolge ließ sich Dieser nun an den Schandpfahl binden und schrie: „Es lebe der König! Es lebe die Königin! Zur Hölle mit der Nation!"

Wie verabredet, wurde dieser Wicht dann von einigen mit in's Complot Gezogenen scheinbar mißhandelt; er stöhnte, ächzte, fluchte und wüthete, und als er diese Rolle mit viel Geschick und Verschlagenheit eine Zeit lang gespielt, stellte er sich erschöpft, bat um seine Loslassung und versprach reuezerknirscht, ein großes Complot zu entdecken. Jubelnd führte man da diesen Niederträchtigen vom Schandpfahle herab und nach dem Rathhause hin, wo er nun ein Geständniß ablegte und vor den Zuhörern laut bekannte, man habe einen Plan entworfen, demzufolge in der Nacht vom 2. auf den 3. September alle jene Bürger sammt ihren Angehörigen ermordet werden sollten, bei welchen

man nicht den Namen „Jesus“ aufgeschrieben finde, indem dieser Name das Losungswort sei, an welchem die Verschworenen sich erkennen sollten.

Um diesem Märchen doch einige Wahrscheinlichkeit zu geben, wurde nun auch alsogleich durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß man bereits über achttausend Flinten und eine Menge Stich- und Hiebwaffen, welche die Contre-Revolutionspartei verborgen, aufgefunden habe.

Während der Hausuntersuchungen hatte man auch wirklich eine solche Anzahl Waffen nach Bicêtre geschleppt, und auf diese Weise wurden nun die Gemetzel und Morde, die man vorhatte, als eine gar nothwendige Maßregel der Selbsterhaltung ausposaunt, und moralisch gerechtfertigt.

Um alle die das Gemüth aufregenden Eindrücke der in raschen Umlauf gesetzten Nachrichten noch zu erhöhen, hielt Robespierre eine feurige unheilschwangere Rede. Er that dieß am 2. September auf dem Rathhause vor einer Horde Räuber und Uebelthäter, die nur das Signal zum Morden erwarteten. Die Gemüther waren nun, wie es die Verschworenen wünschten, in die gehörige Stimmung versetzt, und Danton, der es sich vorbehalten, den letzten Faden zu diesem gräßlichen Gewebe zu spinnen, begab sich in den Bürgerrath und erstattete dort einen sehr beunruhigenden Bericht über die Uebergabe von Longwy und Verdun, über den Marsch des Herzogs von Braunschweig und die Verheerungen, welche die deutschen Armeen auf französischem Boden verübt haben sollten.

Als Danton mit seiner gewaltigen Stimme, die durch den Saal hinrollte wie der Donner am Himmel, zu sprechen aufgehört, erfolgte eine Proclamation der Municipalität, welche alle die Nachrichten, die Danton mitgetheilt,

bestätigte. Diese, die Köpfe noch mehr erhitzende Proclamation begann mit den Worten: „Zu den Waffen, Bürger, zu den Waffen, der Feind steht vor unsern Thoren!"

Nun entwickelte sich eine Thätigkeit, die man fast ausschließlich nur bei den Verfechtern des bösen Principes findet, und um eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen und um Angst, gepaart mit Mordlust, anzufachen, versäumte man nun wahrlich Nichts mehr.

Noch an demselben Tage wurde befohlen, die Barrièren zu schließen, alle Luxuspferde und die zum Ackerbau unnützen Wagen hinwegzunehmen, wie auch Alles, was Waffen tragen konnte, auszuheben. Während dieß geschah, wurden die Lärmkanonen gelöst, der Generalmarsch geschlagen, die Sturmglocken geläutet und die schwarze Fahne auf den Thürmen der Kirche Notre-Dame aufgesteckt.

Kaum hatte man die Lärmkanonen gelöst, so eilten sogleich Horden von Räubern an die Barrièren, um dieselben einzuschließen, wie sie sagten, und sie gegen den Einbruch auswärtiger Verschworner zu vertheidigen. Diese Rotten hielten aber auch die Reisenden an, die, entsetzt ob der Gräuel, Paris verlassen wollten, das sich in eine Mörderhöhle umgewandelt; Fiakerwägen, mit Reisenden angefüllt, wurden angefallen, umgestürzt und ohne Unterschied erschlug man die unschuldigsten Leute, welche, allen politischen Parteikämpfen fremd, Nichts weiter als abreisen wollten, was denn doch gewiß kein Verbrechen war. Während solche Gräuel an den Barrièren vorfielen, fing man in den Gefängnissen mit dem Schlachten der dort eingesperrten wehrlosen Leute an.

Mit einer rothen Schärpe angethan, kam der Substitut des Procurators, Billaud von Varennes, in den Hof der Abtei, ging in allen Richtungen durch denselben und

indem er über die blutbespritzten Leichname stieg, rief er den Henkern zu: „Volk, Du schlachtest Deine Feinde und erfüllst Deine Pflicht!“ Der Thorsteher Maillard, ein berüchtigter Cannibale, der sich zu Versailles als fühlloser, kaltblütiger Mörder ausgezeichnet, begleitete den Substituten mit der rothen Schärpe.

Als Truppen anlangten, die der Bürgerrath abgeschickt hatte, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, gab der Commandant Santerre denselben Befehl, die Gerechtigkeit des Volkes nicht zu hemmen.

Viele Schlachtopfer waren schon auf diese Weise unter den Messern und Piken der Meuchelmörder gefallen, als man eine Volkscommission zusammensetzte. Diese Commission bestand aus zwölf Mitgliedern; Vorsitzender war der vorgenannte Mörder Maillard.

Diese Blutrichter hatten noch kaum ihr scheußliches Amt angetreten, als ein Commissär anlangte, das Namensverzeichniß der Gefangenen vorlegte, eine Tribüne bestieg und zu den Mördern sagte: „Meine Kameraden, meine Freunde! Ihr seid gute Patrioten, Eure Erbitterung ist gerecht und Eure Klagen sind gegründet. Offener Krieg gegen die Feinde des öffentlichen Wohls, kein Waffenstillstand, kein Vergleich! Dieß ist ein Kampf auf Leben und Tod! Ich wünsche, wie Ihr, daß sie alle zu Grunde gehen, unsere Feinde; aber wenn Ihr gute Bürger seid, so müßt Ihr die Gerechtigkeit lieben, und ich bin überzeugt, daß Jeder davor zurückschaudert, unschuldiges Blut zu vergießen!“

„Ja! ja!“ antworteten die umstehenden, mit dem Blute Unschuldiger bereits hinlänglich und grauenvoll Beschmutzten.

„Ich frage Euch nun,“ nahm der Commissär wieder

das Wort, „wenn Ihr wie wüthende Thiere über Menschen herstürzt, die denn doch auch Eure Brüder sind, ohne sie zu hören und den Grund und die Giltigkeit der gegen sie geführten Anklagen zu prüfen: setzt Ihr Euch nicht der Gefahr aus, Unschuldige sammt den Schuldigen hinzumorden?“

Durch gereizte Aufschreie wurde bei diesen Worten der Redner unterbrochen, und ein Mann mit einem gezogenen Säbel, dessen Klinge blutgefärbt war, drängte sich zu ihm heran; mit dem Ausdruck der höchsten Wuth rief nun dieser verwildert aussehende Mensch: „Reden Sie, Bürger, ob Sie uns durch Ihre Worte einzuschläfern gedenken? Wenn die österreichischen und preußischen Ungeheuer nach Paris kommen, werden die dann wohl aus dem Haufen die Schuldigen heraussuchen, oder werden sie gegen Alle, die ihnen verdächtig scheinen, die Waffen gebrauchen? Fest bin ich überzeugt, daß sie das Letzte thun werden. Bürger, ich bin kein Redner, aber ein Familienvater; ich habe ein Weib und fünf Kinder, die ich dem Schutze der Section überließ, um in den Kampf gehen und gegen unsere Feinde fechten zu können, und ich will nun nicht abwarten, bis die Verruchten, die hier in den Gefängnissen liegen, durch Andere ihres Gleichen befreit werden und hineilen, um mein Weib und meine Kinder zu erwürgen.“

„Er hat recht!“ erscholl es im ganzen Saale. „Keine Schonung! kein Erbarmen mehr!“ brüllte der Haufe.

Nun wurde das Morden abermals, jedoch unter der Aufsicht des Blut-Tribunals, begonnen.

Bei dem Blut-Tribunale, welches die Angelegenheit massenhaften Mordes sofort in die Hände nahm, um das Schlachten systematisch zu ordnen, saßen zwei Municipal-Officiere mit rothen Schärpen und drei Andere, welche die

Verzeichnisse der Gefangenen vor sich am Tische liegen hatten; noch Andere vertraten die Stelle der Geschworenen und der Richter, während ringsum einige dreißig Henker mit aufgestülpten Hemdärmeln, Messern, Beilen und gezogenen Säbeln in der Hand standen.

Diese sogenannten Richter kamen unter sich über eine gewisse Art, die Verhöre vorzunehmen, überein und sprachen das Wort „Tod" nie in Gegenwart der Verurtheilten aus.

Jedem vor dieses Tribunal Gestellten wurden Geld, Uhren, Ringe, kurz Alles von Werth abgenommen, dann erst sprach man das Losungswort der Ermordung. Es lautete: „Lasset ihn los!"

Die Mörder theilten sich sodann in das ihm Abgenommene, und wenn nun der unglückliche Gefangene, der sich durch diese Formel freigesprochen glaubte, über die Schwelle jener Thüre geschritten war, die man ihm zum Abgehen zeigte, so fielen die Henker über ihn her und sein Blut strömte aus und sein Leben erlosch unter schrecklich geführten Streichen. Alsogleich wurde dann stets wieder ein Anderer vorgeführt, und die Schlachtopfer folgten einander so rasch, daß die Henker — größtentheils Fleischerknechte — von der Blutarbeit ermüdeten.

Bis in ihre Kerker hörten die unglücklichen Gefangenen das Geschrei Derer, die im Sterben lagen, oder eben die tödtenden Streiche und Stiche empfingen.

Auch Hektor und sein Vater hörten diesen durch Mark und Bein dringenden Jammer in jenes Gemach hinein, wohin man sie gebracht. Bleich wie das Gesicht des Greises war auch das seines Sohnes, den überdieß seit Suleau's Ende eine tiefe Melancholie umfing. Da Jeder dieser Beiden zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt war, die überdieß in einer von keinem Sternbilde

der Hoffnung erleuchteten Nacht sich verloren, so saßen sie sich wortlos gegenüber, fühlend, gegenseitige Mittheilungen würden sie nur noch mehr beugen.

Da ließen sich draußen auf dem Gange hastige Tritte und Waffengeräusch vernehmen; der lärmende Troß hielt vor der Thüre, innerhalb welcher Hektor dem Vater stumm gegenüber saß, ein Schlüssel drehte sich in dem alten rostzerfressenen Schlosse und, von Blousenmännern gefolgt, trat ein trotziger Mensch mit rother Schärpe in das traurige Gemach, die beiden Gefangenen vor das Tribunal fordernd.

Hektor, ein nahes Ende fühlend, blickte den Vater traurig an, ergriff seinen Arm und wort- und klagelos folgten die Beiden ihren Henkern. Als sie so durch den hochgewölbten Gang hinschritten, drang ein herzzerreißendes Geschrei zu ihren Ohren, diesem folgte ein dumpfer Fall und dann ein Gelächter, wie Dante das Gelächter Verdammter in seiner „Hölle“ beschreibt.

„Hier oben wird gemordet,“ flüsterte Hektor leise dem Vater zu; der entgegnete Nichts, drückte fest die Hand des Sohnes an sein Herz und eine Minute darauf traten Beide in den verhängnißvollen Saal ein, wo das Blut-Tribunal, umgeben von dem Auswurf der Vorstädte, zu Gericht saß.

Wie unwürdig gruppirte sich hier Alles; zerbrochene Gläser, Karten und Pfeifen lagen auf dem Boden, und auf dem Tische vor diesen sogenannten Richtern standen, statt eines Crucifixes, Gläser und Weinflaschen. Einer dieser Herren, die sich anmaßten, über Leben und Tod zu richten, war augenfällig vom Wein berauscht eingeschlafen; schwer und müde war sein Kopf an die Stuhllehne zurückgesunken und sein rechter Arm, in dessen Hand er

ein Champagnerglas hielt, hing steif herab wie der einer Leiche.

Goldspangen, Uhren, Ringe, Perlen und anderes Geschmeide, welches man den Verurtheilten abgenommen, lagen in höchster Unordnung auf dem Tische herum.

Eine mächtige Lampe übergoß das unheimliche Ganze von der Decke herab mit einem eigenen Lichte; die Luft, die hier herrschte, war unrein und geschwängert von Tabaksqualm und von den Dünsten ausgegossenen Weines. Auch wehte zuweilen jener süßliche Blutgeruch in den Saal herein, wie er in Schlachthäusern, Menschen und Thiere anwidernd, ausdünstet.

Mit ironischer Freundlichkeit grüßte einer der Richter, der das Wort hier führte, den vor dem Tribunale stehenden Chevalier und dessen Sohn, und die Hand gelegt auf Marat's riesige Liste, die hier auflag, sprach er: „Bürger, Sie sind angeklagt, mit Suleau, einem Verräther des Volkes, in innigem Bündnisse gestanden zu haben. Verantworten Sie sich der Anklage gegenüber."

Ehe der Greis antworten konnte, sprach Hektor: „Der Schriftsteller Suleau, dessen Ende ich tief beklage, war mein Freund, und nur als solcher hatte er in dem Hause meines Vaters Zutritt, der, so lange ich ihn kenne, stets in tiefer Abgeschlossenheit lebte."

„Nicht an Sie, junger Mann," gegenredete der Richter, „war meine Frage gerichtet, da Sie jedoch mit Freimuth eben bekannten, Suleau sei Ihr Freund gewesen, dessen Ende Sie tief beklagen, so erwarte ich um so mehr eine offene und wahrhafte Antwort von Ihrem Vater."

„Mein Sohn bekannte bereits, was auch ich zugestanden hätte," sprach da der Greis, „und ich kann

Nichts weiter thun, als die Wahrheit von Dem bestätigen, was mein Sohn Hektor eben sagte."

„Sie lügen, Bürger!" rief da gereizt der mit der rothen Schärpe. Hektor ballte die Faust, der Vater aber hielt ihn zurück, und ohne eine Aufwallung in seinen edeln von tiefer Ruhe umflossenen Zügen zu verrathen, sprach er zu Dem, der ihn der Lüge bezichtigt: „Beleidigungen, die mir hier widerfahren, verletzen mich nicht, denn gegen die Uebermacht kann nur Gott ankämpfen, dem ich bereits mein und meines Sohnes Schicksal empfohlen."

Bei dem Worte: „Gott" zuckte die ganze Versammlung zusammen, gerade so, wie wenn unter gläubigen Christen eine Gotteslästerung ausgesprochen wird, mit dem Unterschiede jedoch, daß die in diesem Kreise sich kundgebende Entrüstung eine unedle war, aus welchem giftige Schadenfreude und Vernichtungssucht unverkennbar hervortrat.

„Haben Sie diesen Brief geschrieben?" sprach der mit der rothen Schärpe, dem Vater Hektor's ein Blatt Papier übergebend.

Es war dieß jener Brief, welchen der alte Herr einen Tag, bevor Suleau hingemordet wurde, an diesen schrieb, ihn zur Flucht oder zum Verbergen auffordernd und auch von jenem spinnendürren Männlein redend, das bei dem Portier seines Hauses nach Art eines Spions Nachfrage gehalten.

Diesen Brief hatte nämlich ein Agent der Revolutionspartei nach Suleau's Ende in der Stube desselben gefunden, in welcher nach vollendeter Durchsuchung der Pöbel Alles zertrümmerte und auch das Crucifix entzwei schlug, zu welchem Suleau täglich das Herz, die gefalteten Hände und das Auge erhob, aus der Tiefe seiner lauteren Seele betend.

Einen flüchtigen Blick nur warf der Greis auf diesen Brief, dann bekannte er sich als den Schreiber desselben.

„Sie gestehen sonach zu, Bürger, was Sie vorhin geleugnet,“ nahm der Sprecher des Tribunals wieder das Wort.

„Ich bestätigte vorhin nur, daß der unglückliche Suleau der Freund meines Sohnes gewesen, daß er in solcher Eigenschaft in meinem Hause Zutritt hatte, und daß ich stets abgeschlossen lebte.“

„Dieser Brief, den Sie an Suleau schrieben, beweist aber, daß auch Sie in freundschaftlichem Verhältniß mit ihm standen und sich sehr um sein Wohl oder Wehe interessirten.“

„Ich leugne das auch keineswegs, denn würde ich den Schriftsteller Suleau nicht geachtet haben, so hätte ich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und meinem Sohne auch nicht geduldet, und da es Christenpflicht ist, ein böses Geschick von jedem Braven abzuwenden, so ließ ich auch an Suleau eine schriftliche Warnung ergehen, weil ich ihn bedroht glaubte. Daß meine Befürchtungen gegründet waren, davon gibt Suleau's Ende Zeugniß.“

Auf einen Wink, den weder Hektor noch dessen Vater bemerkte, nahten sich ihnen schmutzige Blousenmänner, ihnen die Uhren, die Ringe und die Börsen abfordernd. Mit verächtlichem Blicke wendete sich Hektor von den häßlichen Menschen ab, die ihn ausplünderten, und als sie ihm und dem Vater alles Werthvolle, was sie bei sich hatten, abgenommen, flüsterten die Richter, die Köpfe sich zuneigend, eine Weile zusammen, dann wendete sich der Sprecher des Tribunals mit erheuchelter freundlicher Miene zu den vor Gericht Stehenden, deutete auf eine anstoßende Thüre,

durch welche schon einige Mal einer jener zum Morde gedungener Fleischerknechte das blutbespritzte Antlitz hereingeneigt hatte, wobei sein sehnigter nackter Arm, mit einem Beile bewehrt, sichtbar geworden. Die vor Gericht Stehenden hatten jedoch von dieser unheimlichen Gestalt Nichts wahrgenommen.

Der Greis und sein Sohn wußten nicht, was das Hinzeigen nach dieser Thüre bedeute, und als der mit der rothen Schärpe nun die Worte sprach: „Lasset die Beiden los," so trauten sie kaum ihrem Gehör, denn sie hatten kein Freisprechen, sondern ein Todesurtheil erwartet.

Gott im Stillen ob der unverhofften Rettung preisend, schritten die Beiden nun der verhängnißvollen Thüre zu. Der Greis trat zuerst ein, und Hektor, der ihm folgte, stieß gleich einem Wahnsinnigen, vom höchsten Schmerz und Entsetzen erfaßt, einen Schrei aus, als er ein hochgeschwungenes Schlachtbeil mit Wucht auf den silbergrauen Scheitel seines geliebten Vaters niederfallen und Diesen mit eingeschlagener Hirnschale zusammensinken sah. Riesige Kraft warf in dem nächsten Augenblicke auch ihn zu Boden, auf welchem ihn eine würgende Faust fest hielt; er hörte ein höhnendes Gelächter, und während desselben flüsterte ihm eine Stimme zu, die er schon im Leben gehört zu haben glaubte: „Bleiben Sie steif und still liegen, oder Sie sind ein Kind des Todes."

Der Instinct, das Leben zu retten, hieß Hektor diesem Befehle folgen und eine tiefe Ohnmacht, die gleich darauf seine Sinne umnebelte, gab ihm auch wirklich das Ansehen einer Leiche.

X.
Rettung aus der Todtenkammer.

Unter den vielen Opfern, welche das Blut-Tribunal hinschlachten ließ, befanden sich auch eine große Anzahl Schweizer-Officiere, dann der Graf Montmorin, der jüngste Sohn des Herzogs von Schabot, der Vicomte de Maille und der erste Kammerdiener des Königs. —

Ohne alle Begleitung kam in jener Nacht, in welcher das Blut in Strömen floß, der berüchtigte Manuel in das Gefängniß der Abtei, hielt an eine Volkscommission eine Anrede und begab sich darauf in eines der Gefängnißzimmer, in welchem ein Officier von hohem Range eingeschlossen war, der sich bitter über seine Verhaftung beklagte, fragend, wann man ihn denn endlich entlassen werde?

„General," antwortete Manuel, „es ist bereits beschlossen, Sie Morgen zu befreien." Unter dieser Befreiung verstand Manuel nichts Anderes, als die Ermordung des Officiers, die auch wirklich kommenden Tages erfolgte.

Mit einer noch weit teuflischern Heuchelei täuschte dieser Manuel mehrere ehrwürdige Priester, die im Karmelitenkloster eingeschlossen waren; er sagte zu ihnen: „Ich bringe Ihnen eine angenehme Neuigkeit; soeben ist ein Decret erschienen, welches Sie sämmtlich zur Deportation verurtheilt; ich übergebe Ihnen hier einen Abriß der Maßregeln, welche der Bürgerrath zur schnellen Vollziehung dieses Decretes zu nehmen beschlossen hat. Nur wenige Tage haben Sie noch übrig, diese Maßregeln in Erwägung zu ziehen, denn man wird bei dem Vollzuge äußerst rasch

zu Werke gehen. In achtundvierzig Stunden schon werden Sie Alle frei sein, meine Herren, und ich wünsche Ihnen mit aufrichtigem Herzen, daß Sie in einem fremden Lande die Ruhe genießen, die Sie bei uns vergebens suchen würden."

Die Ruhe des Grabes war es, welche das Ungeheuer in doppelsinnigem Spotte den Unglücklichen verhieß.

Einige der Mörder, die sich in jener Schreckens-Katastrophe auszeichneten, trugen blutende Herzen und andere Körpertheile an den Spitzen ihrer Piken. Ein mit einer Keule bewaffneter Bäckerjunge rühmte sich, allein vierzig Aristokraten erschlagen zu haben, und Andere stritten sich über den Vorzug ausgezeichneter Schmerzen, welche sie erfanden, um die ausersehenen Opfer zu Tode zu quälen.

Das waren die Menschen, zu denen Billaud sagte: „Verehrungswürdige Bürger! Ihr habt die Lasterhaften getödtet und Frankreich gerettet; ewig wird Euch deßhalb das Vaterland dankbar sein, und der Bürgerrath weiß wahrhaftig nicht, auf welche Art er Eure edlen Bemühungen für die Freiheit vergelten soll. Die Beute und der Nachlaß dieser Verruchten — der Sprecher deutete hier auf die Leichen — gehört Denjenigen, die uns von ihnen befreiten; da Dieß jedoch kein hinlänglicher Lohn ist, so ward mir der Auftrag, Jedem von Euch vierundzwanzig Livres alsogleich ausbezahlen zu lassen. Verehrungswürdige Bürger! Fahrt in Euerem glorreichen Werke fort, und sammelt Euch neue Verdienste um das Vaterland!"

Stürmische Bravo's antworteten dieser Rede, und als dieselben verhallt waren, trat aus der Section der Vorstadt St. Victor ein zerlumptes Weib, einer Furie gleich, hervor, und forderte für ihren Mann, der eigenhändig zehn

Priester abgethan, wie sie sich ausdrückte, einen Zuschuß zur bestimmten Taxe, und der gegen das sogenannte souveräne Volk ungemein freundlich gesinnte Bürgerrath bewilligte diesen Zuschuß als eine Belohnung.

An einem dieser Tage, an welchem das Blut in Strömen floß und alle Leidenschaften rasten, gab der Revolutionsheld Pethion ein großes Mittagsmahl. Wie draußen in den Gassen das Blut, so floß hier der perlende Wein in Strömen und man scherzte und lachte, als gaukle der Carneval in bunt belebten heitern Bildern durch das in eine Mörderhöhle umgeschaffene Paris. Die zu diesem Feste Geladenen, das von dem erplünderten Gelde der Ermordeten abgehalten wurde, lachten, daß ihnen die Augen thränten, und als die Ueppigkeit und die glühende Lust einer maßlosen Schwelgerei den höchsten Grad erreicht hatte, erschienen plötzlich fünfzehn ganz mit Blut befleckte, zerlumpt und unheimlich aussehende Kerle in dem mit orientalischem Luxus verschwenderisch aufgeputzten Zechsaale.

Da erbleichten die Gäste, die noch eben gelacht, und das Wort des Scherzes erstarb auf mancher Lippe.

Pethion, der Dieß bemerkte, sagte mit seiner bekannten Kaltblütigkeit: „Es hat Nichts zu bedeuten, meine Herren;" freundlich wendete er sich dann zu den Eingetretenen, ließ große Gläser mit perlendem altem Weine füllen, und reichte sie eigenhändig den mit Blut besudelten Banditen. Hoch ließ man darauf den Bestgeber leben und Einer der mit Wein Bewirtheten versicherte im Namen seiner Kameraden, daß sie sich sämmtlich nun wieder so kräftig fühlen, um etwa hundert Freiheitsfeinde zur Ruhe zu bringen.

Pethion hätschelte und streichelte die schmutzigen Mörder, wie man es guten folgsamen Kindern macht, sagte darauf Jedem einige freundliche Worte, sie mit dem Be-

merken entlassend, sie möchten ihre Sache so gut als möglich machen; dann setzte er sich wieder zu Tische und aß mit ungestörtem Appetite fort.

Nicht weniger mordgierig als Pethion war Danton, der mit der Oberleitung des Blutvergießens betraut war; als man in seinem Beisein Besorgnisse und Furcht vor den gräßlichen Dingen, die eben vorgingen, äußerte, sagte er: „Beruhigen Sie sich, meine Herren, bald wird Alles zu Ende sein, aber ein Bischen Blutabzapfung müssen Sie schon der Consequenz halber noch vergönnen.“

Billaud von Varennes führte einen der Mörder Arm in Arm in den Saal des Bürgerrathes, und lobte ihn dort öffentlich als einen braven Mann, der mit einem schwer zu beschreibenden Eifer für das allgemeine Beste gearbeitet habe.

Zwei Weiber, welche am 3. September früh einen Topf voll Suppe und Fleisch über die Straße trugen, begegneten einer Nachbarin, und als dieselbe fragte, wo sie hingingen, entgegneten sie, sie brächten ihren Männern ein Frühstück in die Abtei, wo dieselben arbeiteten.

Arbeit und Mord war also, als das französische Meisterstück: „Republik ohne Gott,“ zur Aufführung kam, etwas Gleichbedeutendes, und um zu beweisen, mit welcher Gewissenhaftigkeit diese Leute arbeiteten, ist anzuführen, daß ein Mensch, welchem der Auftrag geworden, den Abbé Levant zu tödten (der Unglückliche war bereits in der Abtei ermordet), ihn überall suchte, und da er ihn nicht fand, einen Wassereimer zur Hand nahm und den mit Blut und Koth bedeckten Leichen Wasser über die im Todeskampfe verzerrten Gesichter goß, weil er, nach langem vergeblichem Suchen, den Abbé unter denselben vermuthete. Das war denn doch gewiß ein höchst gewissenhafter Arbeiter.

Das Verbrechen des Abbé bestand darin, daß er in der Hofcapelle gepredigt und kein Renegat an seiner Kirche geworden war.

Die Prinzessin Lamballe kam im Gefängniß auf die schrecklichste Weise um. Als sie ihren Richtern vorgeführt wurde, sank sie ob des Anblickes der Waffen und der umstehenden, mit Blut bespritzten Henker in Ohnmacht. Nachdem sie sich endlich wieder erholte, fing das Verhör an, und man fragte sie, wie sie heiße und ob sie Kenntniß von der Verschwörung des Hofes am 10. August gehabt habe?

Die Prinzessin versicherte, daß ihr hinsichtlich der angeblichen Verschwörung Nichts bekannt gewesen. Hierauf befahl man ihr, zu schwören, der Freiheit und Gleichheit treu zu bleiben und den König, die Königin und das Königthum zu hassen.

Sie antwortete, daß sie das Erstere gerne gelobe, das Letztere aber nicht beschwören könne, weil ihr Herz einem solchen Eide geradezu widerspreche.

Nach dieser Weigerung führte man sie gegen eine kleine Thüre, dann sagte einer der Richter: „Lasset sie los, diese Dame!" Kaum war sie über die Schwelle geschritten, so hielten sie zwei scheußlich aussehende Männer fest und führten sie über die Leichname eben geschlachteter und noch frisch blutender Menschen hin; in dem nächsten Augenblicke sank sie von Säbeln und Piken durchbohrt, todtwund und sterbend auf die bereits Erschlagenen nieder. Die Barbaren hieben ihr den Kopf ab, schnitten ihr die Brust auf und rissen ihr das noch pulsirende Herz aus dem Leibe. Diese grauenvollen Trophäen wurden dann auf Piken befestigt und im Triumphe durch die Straßen von Paris bis unter die Fenster des Zimmers

getragen, worin der König und die Königin gewöhnlich speisten. Einige der Schlechtesten und Gefühllosesten verlangten dann in den Temple eingelassen zu werden, um der königlichen Familie das bleiche Haupt und das Herz der unglücklichen Prinzessin zu zeigen. Die beiden Commissäre der Bürgergarde verweigerten der wilden Horde jedoch den Eintritt, geboten aber dem König und der Königin, an das Fenster zu treten, wodurch dem Wunsche der Mörderschaar Genüge geschah.

Der Grauen erregende Anblick des bleichen abgeschlagenen Hauptes verursachte dem König ein heftiges Zittern; die Königin aber stieß einen Schrei des Schreckens und der Entrüstung aus und sank in Ohnmacht.

Ein gellendes Hohngelächter antwortete von Unten; es lag in demselben so viel Rohheit und die Menschheit entwürdigende Bestialität, daß man nicht eben eine sehr reizbare Phantasie vonnöthen hatte, um in den Glauben versetzt zu werden, dieses Gelächter entqualme dem Pfuhle einer plötzlich entriegelten Hölle.

Marat, Danton, Robespierre, Pethion, Manuel, Billaud de Varennes, Collot d'Herbois und der Fleischer Legendre waren, an der Spitze ihrer Genossenschaft stehend, die vorzüglichsten Urheber jener Schreckenstage; nicht gesättigt waren diese Ungeheuer durch alle bereits geschehenen Gräuel; als echte Vampyre begehrten sie noch mehr Blut, und forderten deßhalb die Jakobiner der Departements auf, dieselben Mittel wie in der Hauptstadt anzuwenden und auf eine eben so entschiedene Weise das allgemeine Wohl zu fördern. Wie weit die Erstickung aller Menschlichkeit, diese wahrhafte Satanisirung, gegangen, kann aus Folgendem auf das Entschiedenste bethätigt werden.

Ein gewißer Philipp, der in der Straße du Temple wohnte, kam während der blutgetränkten Septembertage eines Morgens mit einem hölzernen Kasten, dem Guckkasten eines Orgelmannes vergleichbar, in den Jakobiner-Club, dessen Mitglied er war. Er bestieg die Rednerbühne und wählte sich den Patriotismus als Thema seines Vortrages; seine Rede war ein sprudelnder Quell von Galle und Blut und mit Donnerstimme forderte der immer mehr in Eifer Gerathende die Anwesenden auf, sie mögen auf ihre Verwandten und Freunde ein scharfes Augenmerk richten, und Jene, welche nicht patriotisch dächten, schonungslos als Opfer für das anzustrebende Nationalglück bluten lassen.

„Damit ihr," fuhr dieser Philipp fort, „nicht etwa glaubet, ich habe nur solche Worte auf den Lippen, nicht aber den entschiedenen Sinn, so zu handeln, in der Brust, so habe ich Euch in diesem Kasten da das beste Zeugniß meiner patriotischen Denkart mitgebracht."

Bei diesen Worten öffnete Philipp den Kasten, griff mit den Händen ohne zu zittern hinein und zog zwei bleiche, vom Rumpfe getrennte Köpfe daraus hervor. Der eine war der Kopf einer Frau, der andere der eines greisen Mannes, wie die spärlichen silberweißen Haare zeigten. Es waren dieß die Köpfe von Philipp's rechtschaffenen Eltern, die dieser mit dem Fluche der ganzen Hölle beladene Rabensohn mit eigener Hand erschlug, weil er in denselben keine Patrioten, sondern Feinde des Blutsystems und Freunde und beharrliche Anhänger des Glaubens an Gott erkannt hatte.

Diese verfluchte That ward mit einem allgemeinen Beifallsklatschen aufgenommen und beschlossen, daß diese beiden Köpfe in dem Versammlungssaale selbst, hinter

dem Stuhle des Clubpräsidenten, wo die Bildsäulen des Brutus und des Ankerström sich befanden, begraben werden sollten.

Dieser Elternmord war eine Erfüllung jenes abscheulichen Eides, nach welchem die für das satanische Princip exaltirten Adepten gelobten, alle Bande zwischen Vater und Mutter, zwischen Bruder und Schwester, Verwandten und Freunden, Herren und Wohlthätern zu zerreißen, sobald es vortheilhaft für das begonnene sogenannte große Werk sei.

Ganz nach diesen Grundsätzen war auch die Instruction eingerichtet, die Collot d'Herbois seinen Bevollmächtigten gab: „Alles ist Denen erlaubt," hieß es unter Anderm in derselben, „die im Sinne der Revolution handeln. Jeder, der nicht bei dem bloßen Namen von Wohlstand und Ueberfluß sein Blut kochen fühlt, verleugnet die Natur. — Handelt groß; nehmet Alles, was ein Bürger Ueberflüssiges hat. — Helfet uns, große Streiche auszuführen! Keine Rücksichten müssen euch hindern, weder Alter, noch Geschlecht, noch Verwandtschaft. Man muß Nichts, als nur die Ohnehosen respectiren."

Auf diese Weise wurden alle Grundsätze des natürlichen Rechtes, des Eigenthums und der bürgerlichen Gesellschaft, alle Gefühle der Natur und Menschlichkeit von den Volksverderbern mit Füßen getreten und jedes Verbrechen sanctionirt.

In der unter den Schriften des Jakobiners Baboeuf gefundenen Adresse an das französische Volk heißt es unter Anderm: „Seit undenklichen Zeiten wiederholt man uns heuchlerisch: Die Menschen sind einander gleich! und seit undenklichen Zeiten belastet die ungeheuerste Ungleichheit das menschliche Geschlecht.

„Seit dem Entstehen der bürgerlichen Gesellschaften war die Gleichheit eine schöne und unfruchtbare Erdichtung. Wir wollen künftig leben und sterben, wie wir geboren sind; wollen die wirkliche Gleichheit oder den Tod. Wir wollen Alles für sie thun, wollen ganz reinen Tisch machen, um uns an sie allein zu halten. Mögen, wenn es sein muß, alle Künste untergehen, wenn uns nur die wirkliche Gleichheit bleibt. Wir trachten nach etwas weit Erhabenerem und Billigerem, als Vertheilung der Ländereien, nämlich nach der Gemeinschaft aller Güter. Wir fordern gemeinschaftlichen, gleichen Genuß der Güter der Erde. Die Früchte derselben gehören Jedermann. Ganz müssen endlich verschwinden die empörenden Unterschiede von Reichen und Armen, Großen und Kleinen, Herren und Dienern, Regierern und Regierten! Es soll hinfort kein anderer Unterschied unter den Menschen stattfinden, als derjenige des Alters und Geschlechtes!"

Die Schule, aus welcher diese wahren Tollhäuslereien hervorgingen, ist unmöglich zu verkennen, denn die d'Alemberts, die Diderots, die Helvetiusse, die Raynals, die Condorcets hatten ja bereits in diesem Sinne ihre Predigten gehalten, welche das Volk erleuchten und heranbilden sollten; aus ihren Schriften waren solche zu den schrecklichsten Gräueln führende Grundsätze entnommen.

Diesen abscheulichen Grundsätzen zufolge verbreitete sich auch der schändlichste Vandalismus, der noch je die Menschen entehrt hatte, über das ganze, vormals durch die Literatur und Künste so berühmte Reich.

Alle Meisterwerke der bildenden Künste, welche an die Religion und an das Königthum, an die Priesterschaft und an den Adel, an vormalige Verdienste und Größe erinnern konnten, wurden mit Wuth theils beschädigt, theils gänzlich

zerstört. Gleiches Schicksal hatten auch andere Werke der Kunst im Allgemeinen. Selbst den Frieden der Gräber schonte man nicht; man riß sie auf, zertrümmerte die Särge, zerrte Leichen und Gebeinreste gehaßter Ehrenmänner aus dem Bereiche des Moders, und setzte die Wuth, die man in dem Blute der Lebenden und zu Opfern Auserschenen nicht gänzlich kühlen konnte, an den Todten fort.

Die reichhaltigsten Bibliotheken wurden den Flammen übergeben, ja man war sogar schon Willens, die große königliche Bibliothek zu verbrennen, weil doch, wie die Erleuchteten und Gesinnungstüchtigen sagten, die Geschichte der ganzen Welt Nichts aufzuweisen habe, das mit der französischen Revolution verglichen werden könnte.

Daß diese Zerstörung aller Werke der Literatur und Kunst nicht etwa aus Unverstand und aus blinder Wuth geschehen, sondern wirklich in dem Plane der atheistischen Philosophen und Volksverderber lag, ist aus folgender Schriftstelle des berüchtigten Silvain Maréchal zu ersehen. Sie lautet: „Die Zahl der Bücher vermehrte sich auf „eine ungeheure Weise, und es thut noth, daß demnächst „die Brandfackel unter dieselben hineingeworfen, und zuförderst die ungeheuren theologischen Bibliotheken zerstört „werden. Man muß die Metaphysik, Anthologie, Theologie u. dgl. von Grund aus zerstören, und die ganze „Philosophie auf die bloße Experimentalphysik und auf „die Praxis reduciren; demzufolge müssen die Studien „vereinfacht und der Baum menschlicher Erkenntnisse ausgeschieden werden. Das ist's, wohin der Atheismus zielt."

Wie es mit den Sitten unter dieser philosophischen Regierung ausgesehen, davon hat der Leser bereits Kunde: Der Triumph über die Religion und Staatsverfassung ist zugleich der vollkommenste Triumph über Alles, was

Moral heißt, gewesen, indem man damals mit raschen Schritten jener philosophischen Vollkommenheit entgegenging, bei welcher alle Gefühle von Zucht, Scham und Anstand ganz vertilgt waren.

Segur sagt: „Alle Gebräuche, alle Redensarten, die „nur irgend eine Art von religiöser Erziehung andeuteten, „waren proscribirt und der nach Paris kommende Ausländer sah auf den Straßen nur Männer von wildem, „scheußlichem Aussehen und Weiber, ebenso schamlos als „ekelhaft im Aeußern. Auch hörte er Nichts als unfläthige „Reden und abscheuliche Gotteslästerung."

Wollte man sich von diesem schrecklichen Schauspiele hinwegwenden und seiner Seele Ruhe verschaffen, so mußte man in die Gefängnisse dringen, womit damals Frankreich überfüllt war; dort allein fand man die Tugend.

An einem jener schauerlichen Orte, wo man Tugendhafte eingekerkert und Rechtliche erschlagen fand, lag, wie bereits erzählt, auch Hektor und dessen Vater unter Leichen. Als die Ohnmacht der Sinne, welche geraume Zeit den jungen Mann in scheinbarer Todtenerstarrung gefangen hielt, schwand, schlug er, wie aus einem wüsten Traume erwachend, die Augen auf und sowohl der Tastsinn wie das Sehvermögen bewiesen ihm, daß er all' das Schreckliche wirklich erlebt habe. Wo er hingriff, erfaßte er die steifen Glieder Erschlagener, wo er hinblickte, schaute er in ein blutbespritztes Todtenantlitz. Auf dem des Vaters wurde sein Blick starr und in unsäglichem Schmerze warf er sich ganz unbekümmert um sein eigenes Schicksal an die Brust des ihm so theuern Vaters, in welcher noch vor Kurzem ein Herz voll unbegrenzter Liebe für ihn schlug.

Als Hektor so, in Schmerz und Wehmuth aufgelöst, über den ihm so theuern Todten sich beugte, regte es sich

in dieser schauerlichen Leichenkammer und der Jammernde vernahm die Worte: „Ueberwältigen Sie Ihren Schmerz, ziehen Sie rasch diese Blouse an, und folgen Sie mir ohne Aufschub, denn die Morgendämmerung ist, wie es mir däucht, nicht ferne.“

Die Stimme tönte gerade so, wie jene, die ihn still liegen und sich nicht rühren hieß, als der Vater erschlagen und er selbst zu Boden gerissen wurde.

Rettung aus dem Rachen des Todes, der so zahlreiche Opfer verschlungen, das erschien Hektor als etwas im Bereiche der Möglichkeit gar nicht Liegendes. Die Lust zu leben regte sich jedoch mächtig in seinem jugendlichen Herzen, und einen Scheidekuß auf die kalten Lippen des unglücklichen Vaters drückend, erhob er sich, stieg über Leichen hin und stand nun plötzlich vor jenem Manne, der ihn vorhin angeredet. Verworren hing das Haar diesem Menschen um die Schläfe und sein Gesicht war so bleich und der Stern seines Auges sprühte eine so dunkle unheimliche Gluth aus, daß man der Frage und des Zweifels überhoben war, ob auch er gemordet habe. Seine Leidenschaften, Sünden und Verbrechen hatten ihn gebrandmarkt mit dem Kainszeichen, und dieser Mensch sprach Worte der Rettung. Was konnte ihn, der um den üblichen Sold sich als Menschenschlächter an das Blut-Tribunal verdungen hatte, bewegen, menschlich zu fühlen und so zu handeln? Hektor begriff das nicht; der Andere aber ließ ihm nicht lange Zeit zum Bedenken, sondern warf ihm eine Blouse über, drückte ihm eine Jakobiner-Mütze auf den Kopf, gab ihm eine Pike in die Hand und sagte: „Kommen Sie schnell!“

Das ganze Haus sammt seinen breiten Treppen und langen hochgewölbten Gängen schien ausgestorben; man

hörte Nichts, nicht einmal den gleichförmigen Tritt einer auf- und niedergehenden Schildwache. Wozu aber Todte bewachen? Die Blutarbeit war geschehen, vernichtet hunderte von Leben, verstummt die Laute des Entsetzens und der Schmerzen; somit hatten sich die Schlächter entfernt, vergnügt mit Dem und stolz auf Das, was sie gethan.

Nur Einer war geblieben, und dieser führte jetzt ohne eine Wort zu sprechen den halb betäubten Hektor, dem die Pike als Stab diente, hinaus auf die Straßen und unangefochten an mancher Patrouille vorüber, denn die Blouse, die Pike und die rothe Jakobinermütze galten damals als der beste Freibrief.

XI.

Robespierre.

„Wir kommen, um Geld zu schlagen, auf den Greveplatz; die Guillotine ist der Prägestock zu den Assignaten," so sprach in jenen Schreckenstagen Bertrand Barré, später der Anacreon der Guillotine genannt; wie viele Andere, so erblickte auch dieser schreckliche Mensch das einzige Heil Frankreichs in der Permanenz der Guillotine.

„Wenn die Milch," sagte Poulien, ein junger Revolutionär von achtzehn Jahren, „die Speise der Alten ist, „so ist Blut die Nahrung der Kinder der Freiheit, welche „auf einem Bette von Leichen ruht."

Wie fürchterlich mußte die Erziehung verwahrlost sein, wenn solche junge Ungeheuer aus ihr hervorgehen konnten! Man mordete wahrhaftig nicht mehr, um sich

anders Gesinnte vom Halse zu schaffen, sondern lediglich aus Lust.

Pilot, auch einer der Volksverderber und zugleich Adjutant Collot d'Herbois', schrieb an einen gewissen Gravier: „Mit dem Guillotiniren und Erschießen geht's „nicht übel. Sechzig, Achtzig, Zweihundert erschießt man „auf ein Mal, und man sorgt auf's Eifrigste, Andere an „deren Stelle wieder einzuziehen, um in den Gefängnissen „nicht leere Plätze eintreten zu lassen."

Ein anderer dieser Adjutanten schrieb an eben diesen Gravier: „Noch fallen immer Köpfe; mit jedem Tage „müssen welche springen. Was für ein Vergnügen würdest „Du gekostet haben, wenn Du vorgestern die Vollziehung „dieser hohen Nationaljustiz an zweihundert Freiheitsfeinden „hättest sehen können; welch' eine Majestät, welch' ein „imponirender Ton, welch' ein Kitt für die Republik!"

Als die nach Lyon geschickten Commissäre, unter welchen Collot d'Herbois die größte Rolle spielte, sich wegen des Vorwurfes, daß sie zu Lyon zu viel Blut vergossen, rechtfertigten, gaben sie zum Beweise, wie schonend sie umgegangen, eine Liste ein, aus welcher ersichtlich war, daß sie während fünf Tagen nur 325 Menschen hätten guillotiniren und nur 336 hätten erschießen lassen.

Robespierre und seine Gehilfen hatten förmlich den Vorsatz gefaßt, die gegenwärtige Generation unterzupflügen, wie sie sich ausdrückten, um die folgende darauf zu säen; es würden diese blutlechzenden Vampyre ihren entsetzlichen Entvölkerungsplan auch ausgeführt haben, hätte nicht eine höhere Hand ihr mit Fluch, Thränen und mit ungeheuerer Blutschuld beladenes Leben und Wirken urplötzlich gehemmt.

Bô, vormals Arzt, einer von den Commissären des Convents, gab dem Volke zu Cahors, als dasselbe über

den Mangel und die Theuerung der Lebensmittel klagte, die tröstende Versicherung, daß er die Bevölkerung in Frankreich von 25 Millionen auf 12 Millionen herunterdrücken wolle, dann werde und müßte Alles von selbst wohlfeiler werden.

Durch ein solches Treiben der Revolutionspartei wurde natürlich nach keiner Seite hin Gutes gewirkt, und der Seufzer des Mitleidens, wie die Thräne der Theilnahme konnten in Frankreich zu einem vergriffenen Artikel gerechnet werden; denn Jeder, von dem allgemeinen Elende mehr oder minder getroffen, dachte nur mehr auf sein eigenes Selbst.

Gewohnt, Andere klagen und leiden zu sehen, war Jeder verschlossen und unzugänglich; aus Furcht vor eigenem Mangel wurde man hart, und auch die Besseren in der Gesellschaft besaßen alle Gebrechen egoistischen Geizes, wenn auch nicht seine Laster.

Ein wichtiger Grund, den Hang zum Wohlthun zu unterdrücken, lag in all' den Grausamkeiten, deren Zeuge man täglich war. Alle die Bedrückungen, die man erfahren, alle Unbilden, die man erdulden mußte und nicht verdient hatte, die Beweise von Treulosigkeit, deren Opfer man war, und durch die das Zutrauen hintergangen wurde, erzeugten Mißtrauen und Menschenhaß; gänzlich würde dadurch die Tugend aus der Gesellschaft gedrängt worden sein, wenn sie nicht auch dann noch unser Trost wäre, wenn Alles Uebrige uns verläßt.

Frankreich befand sich in einem wahrhaft trostlosen Zustande; jeder gesellschaftliche Cirkel verlor seinen Reiz; denn ein freier Geist, und jene unbefangene Ehrlichkeit, ohne welche Handel und Wandel und geschäftlicher, wie geselliger Verkehr nicht bestehen kann, waren gänzlich ver-

schwunden. Man war zurückhaltend im Umgange, bitter und zänkisch im Gespräche, oder besser gesagt, man wußte sich nicht mehr zu unterhalten, sondern bloß zu zanken. Man hatte die verkehrte Richtung angenommen, und statt eine Sache ruhig zu untersuchen, sie gelehrt zu verhandeln und einen entscheidenden rechtlichen Ton anzunehmen, gerieth man in Leidenschaft, schwätzte unaufhörlich, hörte keinen anders Denkenden an und geschah es auch zuweilen, so that man es mit Ungeduld und Mißmuth.

Wie das Unglück die zarten und rechtschaffenen Herzen aller Stände vereinigte, ebenso suchten und fanden sich auch verderbte Gemüther; Geldgierde und Habsucht war das gemeinsame Band ihrer Vereinigung. Um Geld zu gewinnen, hatten sich Menschen verbunden, die man in einer wohlgeordneten Monarchie nie so zahlreich an ein und demselben Orte gesehen hätte, und die über das eigene Verhältniß, das zwischen ihnen in so großer Ausdehnung statt fand, selbst in Erstaunen geriethen.

Die Einen befaßten sich mit dem Geschäfte des Geldwuchers, die Andern entehrten sich in Spielhäusern, deren mit Bewilligung der Municipalität in allen Vierteln der Stadt bis an dreitausend errichtet wurden, ohne die Menge unbekannter Spielbanken mitzurechnen, wo sich der Pöbel auf den Quais und anderwärtig herumtrieb.

Diese geduldeten Einrichtungen waren eine Quelle des Raubes, des Todtschlages und des Selbstmordes. Viele Personen, welche die Macht der Erziehung und des Vorurtheils höher gestellt hatte, sanken unter dem Gewichte ihrer Laster in die unterste Classe hinab, als der Stoß der Revolution die Grenzen, welche die verschiedenen Gesellschaftskreise abschlossen und trennten, verletzt und zerrüttet hatte.

Personen, die unter einem erhabenen Namen ein schlechtes Herz verbargen, fanden sich nun in der Mitte der Empörer, der Räuber und Verschwornen an ihrem eigentlichen Platze und demoralisirten auch ihre Dienerschaft, um vor derselben nicht erröthen zu müssen.

Mit überraschender Wahrheit schilderte Mirabeau kurz vor seinem Ende, das er nicht ahnte, die Zustände der französischen Nation, er sagte: „Nichts stand bei uns „fest und geregelt, als die Schamlosigkeit aller Laster, als „das Scandal aller Ungerechtigkeiten, als die ungescheute „Verachtung des Himmels und der Menschen, und die „gänzliche Vernichtung aller Grundsätze der Religion und „Moral."

Welch' ein Land, in dem Alles der freien Willkür einiger ehr- und zügellosen Menschen, welchen Gott und das ganze Menschengeschlecht Nichts galt, überlassen war, und wo nur Wenige sich um das Panier stiller, bescheidener Tugend schaarten. So ungeheuer auch die Anzahl der Schlachtopfer war, so ging es dem Robespierre und seinen Gehilfen mit dem Morden doch noch zu langsam her, und es ist eine Thatsache, daß die Scharfrichter aus den Departements nach Paris berufen und in die Stadtviertel vertheilt wurden, um die als aristokratisch bezeichneten Bürger gleich vor ihren Thüren aufzuhängen.

Es war wirkliche Mordlust, wirklicher Durst nach Menschenblut, welcher sich der Revolutionshelden gänzlich bemächtigt hatte, aber Dieß wurde von Denen, die ein finsteres Geschick traf, immer nicht geglaubt, da sie noch insgemein durch eine Idee von Gerechtigkeit, die bei ihren Richtern stattfinde, sich betrügen ließen.

So sagte ein alter Parlamentsrath von Toulon, als er vor das Revolutions-Tribunal geführt wurde z

er nicht an der Stelle seiner Richter sein möchte, und daß er sie sehr in Verwirrung setzen werde; ein Anderer führte wirklich das römische Recht für sich an, es wurden jedoch Beide nur zu bald aus ihrem Irrthume gerissen, denn an Rücksicht auf Recht und Unrecht war gar nicht zu denken, sondern allein an Stillung des mehr als thierischen, heißen Durstes nach Menschenblut.

Wie weit die Barbarei bei solchen Hinrichtungen getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß man, während der eine Bruder guillotinirt wurde, den andern unter dem Gerüste stehen ließ, damit das Blut des Hingeschlachteten auf seinen Kopf herabströmen möge.

Auch bei den Leichen der Ermordeten wurden nicht selten die größten Gräuel getrieben, wobei sich insgemein die Weiber durch die empörendsten Abscheulichkeiten auszeichneten.

Es war, als ob ein gemeinsames Bestreben Alle verbinde, sich in thierischer Rohheit und in teuflischer Bosheit vor einander auszuzeichnen, denn man begnügte sich nicht mehr damit, Blut zu vergießen und Gräuelthaten zu begehen, sondern man trug auch äußerlich alle Abzeichen begangener Verbrechen, oder that doch wenigstens dadurch den innerlichen Gefallen an allen Lastern kund.

Es wurden Stiefel von Menschenleder und auch solche Beinkleider von gegerbten Häuten Guillotinirter getragen.

So ward von den damaligen Gesetzgebern Frankreichs, von diesen großen „Philosophen", die Menschenwürde respectirt, und um vom Grunde aus Alles zu ruiniren, wurde jetzt auch die Jugend gar nicht mehr unterrichtet.

Universitäten und Seminarien standen durch Verjagung und Ermordung der dabei angestellten Lehrer verödet da, und jene Departements, die noch jeweilig eine

Unterrichtsanstalt besaßen, suchten, um sich bei der herrschenden Partei beliebt zu machen, oder besser gesagt, um die Köpfe nicht zu verlieren, die ihren Händen anvertraute Jugend zu jakobinisiren.

Ein gewisser Blериof, Schullehrer in Boulogne, führte täglich seine Schüler in den Jakobiner-Club, damit sie zeitig die dort vorgetragenen Grundsätze einsaugen könnten.

Was bedurfte auch ein Volk noch irgend eines Unterrichtes, welches seine philosophischen Gesetzgeber zur ursprünglichen menschlichen Glückseligkeit — d. h. zum wilden und rohen Naturzustande — zurückzuführen vorhatten.

Das Volk war mündig geworden, wie die Verführer desselben sich ausdrückten, und durfte also weder Erzieher noch Regierer haben.

Es war dieß jedoch nicht allein der Grund der Vernachlässigung der Jugend, sondern die atheistischen Philosophen verachteten wirklich die Menschen so sehr, daß sie dieselben eines Unterrichtes gar nicht für würdig hielten, und Einer derselben, Maréchal, sagte: „Die Menschen, „so wie sie sind, verdienen nicht, daß man sich die Mühe „gibt, sie zu unterrichten."

Eine ausnehmend rührende Schilderung macht La Harpe von diesen Zerstörungen der öffentlichen Unterrichtsanstalten. „Vormals," so redet er die großen und berühmten Männer der Vorzeit an, „konntet ihr noch mit Wohlgefallen auf die alten Schulen herniedersehen, wo euer Genie athmete, euere Namen geehrt und euer Unterricht wiederholt wurde; aber nun müßt ihr eure Blicke mit Abscheu, oder wohl auch mit Mitleiden davon wegwenden, denn was würdet ihr sehen? Gefängnisse, Einöden und Verwüstungen. Es ist nicht bloß der niedrige, blinde und tolle Neid, der Alles hat zu Boden schlagen wollen, was ihn demüthigen

konnte, sondern die unersättliche Raubsucht hat auch da Beute gesucht, wo gar keine solchen Reichthümer waren, die sich für sie schickten. Alles ist ausgeraubt, geplündert und hinweggenommen worden, und Banditen, die nicht einmal lesen konnten, sind über Niederlagen und Denkmäler hergefallen und haben zur Versteigerung gebracht, was sie geraubt hatten; sie verkauften dieß, ohne es zu kennen, im Namen der Nation."

Ebenso treffend als La Harpe über die Zerstörungen der öffentlichen Unterrichtsanstalten schrieb, ist auch seine Schilderung von dem Zustande der Wissenschaften und der Jugend, die das Unglück gehabt, unter solchen Auspicien empor zu wachsen.

Ein deutscher Erzieher, Namens Lenz, sah als sachkundiger und unparteiischer Beobachter diese unter der Revolution geborene und von den Volksverderbern erzogene Jugend; er sah sie, Stirn' gegen Stirne und Aug' gegen Auge, und seine Beschreibung schildert sie als eine wahre Titanenbrut ohne Religion und Sitten, ohne wissenschaftliche Kenntnisse, von welcher das menschliche Geschlecht nichts Anderes als allgemeine Verheerung und Untergang zu erwarten habe. „Die Zeit wird," sagte er, „endlich lehren, ob die jetzige Verfassung im Stande ist, die patriotischen Wünsche zu erfüllen und Etwas für die Sache, welche für das Wohl Frankreichs wichtiger als die Eroberung ganzer Provinzen ist, thun könne. Die Nachkommen werden die üblen Folgen, welche aus der Unwissenheit, Immoralität und Zügellosigkeit der Jugend entspringen, sehr unangenehm empfinden."

Pflanzschulen des irreligiösen Philosophismus, der auf das Verderben der Tugend und aller guten Sitten unermüdet hinarbeitet, wollten die Volksverderber, unter

welchen Robespierre eine hervorragende Stellung einnahm, so zahlreich als möglich errichtet wissen, um Das erreichen zu können, wornach sie in ihrem nimmermüden Blutdurste strebten.

Der Blutmensch Robespierre, der in der Taufe die Namen Maximilian Joseph erhielt, erblickte 1759 zu Arras das Licht der Welt. Sein Vater war ein liederlicher Advocat, der nach langen Kreuz- und Querzügen in Folge fortgesetzter Ausschweifungen an einer ekelhaften Krankheit in München starb. Da der junge Robespierre auch seine Mutter verloren hatte, so nahm sich der Bischof von Arras seiner an und bewirkte, daß er in's Collegium Ludwigs XIV. zu Paris aufgenommen wurde.

Maximilian zeigte schon von Jugend auf viel Talent; er studirte fleißig und gut, trug aber gleichzeitig einen höchst verschlossenen Charakter in sich herum, und einer seiner Lehrer, ein eifriger Bewunderer der Römergröße, lobte schon damals seinen Hang nach Unabhängigkeit und Gleichheit.

Nachdem der junge Robespierre die Rechte studirt hatte, ward er Advocat wie sein Vater, und prakticirte in seiner Vaterstadt, wo er unter Anderm einen Proceß gegen die Schöffen der Stadt St. Omer gewann, die aus altem Wahne die Blitzableiter für schädlich hielten und dieselben nicht dulden wollten. In der Schutzschrift sprach Maximilian mit großem Lobe von Ludwig XVI. Seine Sprache ward nun stets entschiedener, und indem er die verschiedenartigsten Mißbräuche ohne alle Rücksicht angriff, zeigten alle seine Handlungen das Gepräge eines eifrigen Republicaners, wie das eines gewaltigen Charakters.

Diesen Kennzeichen zufolge ward er 1789 zum Abgeordneten der Amtmannschaft Arras bei den General-

staaten ernannt; er erregte jedoch als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung kein besonderes Aufsehen.

Zwar zog Robespierre die Aufmerksamkeit durch einige Reden auf sich, die er theils über das Erbrechen der Briefe hielt, theils über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Thema, über welches er beständig sprach), über das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen; auch widersetzte er sich dem Grundsatze: Die Person des Monarchen sei unverletzlich, obgleich er damals noch behauptete, die monarchische Regierung sei die einzige, die einem so großen Staate, wie Frankreich, zukomme.

In einem kritischen Werke der damaligen Zeit ward er geschildert als ein bloß kleinlicher Mensch, der weder Feinde noch Bewunderer habe, und der, wenn er je etwas Auffallendes sage, es Anderen nachrede.

Sogar Mirabeau, der häufig mit Robespierre zusammen war, verkannte ihn und achtete ihn damals noch wenig; auch ist zu bemerken, daß sich Robespierre, diese blutlechzende Hyäne, in jener Zeit gegen die Todesstrafe aussprach, auf Abschaffung derselben drang und sich überhaupt sehr gemäßigt zeigte. Scheinbar uneigennützig, schlug er die wichtige Stelle eines öffentlichen Anklägers beim Criminalgerichte aus und verband sich im Stillen mit Marat und Danton, einen lebhaften Antheil an der Jakobinergesellschaft nehmend. Erst als man ihn zum Mitgliede des Convents ernannte, fing sein fürchterliches Leben an. Alle, die seine Herrschsucht kannten und sein Streben, die Alleinherrschaft an sich zu reißen, ahnten, und solche Gedanken aussprachen, mußten, erhielt Robespierre davon Kunde, das Blutgerüst besteigen. Unter seiner Leitung wurde ein Ausschuß für die sogenannte öffentliche Wohlfahrt

errichtet, aus welchem die Schreckensregierung gegründet wurde.

Robespierre's Helfershelfer errichteten Tribunale in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausschuß in Paris, die unerhörtesten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten.

Die Herbertisten und Dantonisten, die dem Robespierre anfangs sehr behilflich gewesen, wurden ihm später verdächtig, weßhalb er auch an ihrem Untergange arbeitete.

Als Robespierre zu immer höherem Ansehen stieg, riethen ihm seine Freunde, sich zuweilen zu Pferde zu zeigen. Diesem Rathe zufolge versuchte er auch wirklich reiten zu lernen. Er kam aber damit nicht zu Stande, weil er sich allzu furchtsam benahm. Feigheit war überhaupt eine Eigenschaft, die ihm angeboren schien, weßhalb auch seine Tyrannei nicht allzu lange dauerte.

Welche schreckliche Nächte mußte da wohl der ursprünglich feige Robespierre haben, wenn ihm die Träume die blutigen Bilder seiner verfluchten Thaten vor das Auge seiner von bösen Ahnungen durchschauerten Seele führten? Ja, Robespierre hatte wüste Nächte und schreckliche Träume; unerachtet dessen aber ging er auf der bereits betretenen Bahn immer vorwärts, denn hinter ihm lagen zu viel Thränen, zu viel Blut und Leichen, zu viele Verbrechen, Gräuel und Schandthaten, als daß er glauben konnte, es lohne sich der Mühe, wenn er jetzt noch umkehre. Bei ihm traf das Sprichwort buchstäblich zu: Reiche dem Bösen die Fingerspitze, so erfaßt er alsbald auch die Hand und zieht endlich mit schrecklicher Sicherheit und mit unwiderstehlicher Kraft den ganzen Leib nach sich.

Robespierre, übermüthig geworden durch sein rasches

Steigen und durch das Ansehen, das seine Person immer mehr umgab, nannte den Nationalconvent seine Decretmaschine. Er that dieß auch mit vollem Rechte, denn es gab eine Zeit, wo dieser schreckliche Mensch ganz unumschränkt in Frankreich herrschte und wie ein gewaltiger Dictator sprach. Bei allen schlau erdachten Plänen war Robespierre doch in vielen Dingen recht taktlos. So erstreckte sich z. B. seine Grausamkeit über alle Parteien, und da er ohne Unterschied Freunde und Feinde hinwürgen ließ, Jene, weil er neidisch auf sie war, und Diese, weil er sie fürchtete, so hatte er auch bald in allen Parteien unversöhnliche Gegner; so groß auch der Schreck war, den seine Macht einflößte, so war doch auch im Gegensatze das Elend und die Unterdrückung zu schmachvoll, als daß nicht einige muthige Menschen sich gegen den blutigen Despoten im Geheimen verbinden und an seinem Sturze hätten arbeiten sollen.

Solche Leute traten auch wirklich zusammen und diese kurz gedrängte Erzählung wird zeigen, die Revolution sei dem Gestirn des Saturn vergleichbar, der seine eigenen Kinder verschlingt.

XII.

Der Triumph der Guillotine.

Leute, wie Robespierre, deren Lehren die Verschlimmerung der öffentlichen Sitten zum Zwecke hatten, gab es noch eine Menge, und Péthion, der die aufrührerischen Bewegungen des jakobinistischen Pöbels durch Anschlagzettel veranlaßt hatte, wollte unter andern Dingen, die

zum Ruin der Jugend führten, nicht zugeben, daß ein Vater das Recht habe, eines seiner Kinder, das ihm eines Vorzuges würdig erscheine, bei Vertheilung seiner Güter besonders zu berücksichtigen. Es schien ihm dieses Recht, das selbst die Römer den Familienhäuptern eingeräumt hatten, mit der Gesellschaft im Staate im Widerspruche zu stehen.

Dieser vielgepriesene, erleuchtete Péthion nannte die väterliche Gewalt einen despotischen Grundsatz und eine längst verbrauchte tyrannische Maßregel; seinen Grundsätzen zufolge stand auch keinem Vater das Recht zu, einen verschwenderischen, ungerathenen Sohn, selbst bei erwiesener Unverbesserlichkeit, zu enterben. Er behauptete, daß in jenen Ländern, wo das geschriebene Recht Geltung habe, aus dem Schooße ein und derselben Mutter ein Tyrann und ein Sklave geboren werde; er schloß mit dem Antrage, daß die Versammlung jede aus dem eigenmächtigen Willen eines Familienhauptes entspringende Vermögensungleichheit vernichte, weil die Aufrechthaltung der feierlich decretirten Rechtsgleichheit die Gleichheit des Vermögens voraussetze.

Cazalès sprach über diesen Gegenstand als ein unterrichteter und aufgeklärter Gesetzgeber. Mit strenger Gewissenhaftigkeit untersuchte er die über Erbschaftssachen vorhandenen Gesetze und ihren Einfluß auf die Sitten, den Ackerbau, den Nationalwohlstand, und fand den Ursprung des Rechtes letztwilliger Anordnungen in der väterlichen Gewalt, die als ein häusliches Königreich, als ein Abdruck der Monarchie, als eine religiöse Macht und Freundin der Sittlichkeit, den unmoralischen Gleichmachern und Volksverderbern unverjährbare Rechte entgegensetzte.

„Gesetzgeber einer verderbten Nation, die ihr verpflichtet seid, die schwere Unternehmung, die Gesetze durch

die Sitte wieder herzustellen zu versuchen, vergesset nicht, daß die väterliche Gewalt, die ihr zu zerstören im Begriffe seid, ihre festeste Stütze ist." Als der muthige Cazalès so zu Jenen sprach, welche, statt durch weise und strenge Gesetze dem allgemeinen Sittenverderbniß Einhalt zu thun, die Immoralität und das Laster förderten, rief man ihn zur Ordnung und fuhr fort, Liederdichter und Sänger zu besolden, damit sie im Sinne der Revolution arbeiteten; auch vertheilte man 250 Personen im Palais Royal, in den Tuilerien, in Kaffeehäusern und Schenken, wovon die Einen Vorschläge machen und die Andern dieselben beklatschen mußten. Ueberdieß hatte man sechs Spione in der Kanzlei der Versammlung selbst, zwei bei dem Ausschusse der Jakobiner, zwanzig in den übrigen Clubs und Gesellschaften, einen im ständischen Ausschusse und zwei in dem Commissionssaale, um von Allem, was auch dort gesprochen wurde, auf das Bestimmteste und alsogleich unterrichtet zu werden. Endlich hatte man noch 200 Arbeiter der vorzüglichsten Werkstätten im Solde und stand auch mit den Provinzen, über welche sich gleichfalls, den Bemühungen der Volksverderber zufolge, der Organismus der Revolution verästete, in ununterbrochenem lebendigen Verkehr.

Revolutionäre Bewegungen sind bei längerer Dauer in ihrer Tragweite nie abzusehen, und obgleich damals in Frankreich bereits Ströme Blutes geflossen und massenhaft die Opfer gefallen waren, so hieß es doch, die Revolution sei noch lange nicht vollendet.

Es ging da gerade so, wie in England, als sich unter Karl I. eine furchtbare Partei bildete, gegen die Mißbräuche der Regierung schreiend; diese Partei rief das Parlament zusammen, um die Mißbräuche abzustellen;

trotz allen getroffenen Verbesserungen aber hieß es auch da, die Revolution sei noch nicht beendet, und der Pöbel wurde durch besoldete Wühler fortwährend gegen die Autoritäten aufgehetzt; fanatisch entflammte man den Parteigeist, während man die Fackel des Bürgerkrieges in fortwährendem loderndem Brande erhielt, und erst als die Bretter des Schaffots das Blut des unglücklichen Königs eingesogen hatten, und Cromwell auf dem durch einen Mord verwaisten Throne Platz genommen, sagte Cromwell und sein Anhang: „Jetzt ist die Revolution beendet."

Es ist dieß ein Factum, welches sehr zur Charakteristik hervorragender Revolutionsmänner beiträgt, die nur so lange Revolution wollen, bis sie jene Macht und Herrschaft errungen, nach welcher sie streben; hatten auch Frankreichs Verschworne nicht die Talente des Usurpators Cromwell, so waren sie doch blutdürstig und raubsüchtig und hofften aus den Trümmern der Monarchie sich ein Bassen-Reich zu gründen.

„Ihr haltet euch für die Eigenthümer? Ihr irrt! „Die Weine in euern Kellern, die Vorräthe in euern „Scheuern, eure Hausgeräthe, euer Gold, Alles gehört „Dem, der Hunger hat!" Diese Worte, die Brissot, bekannt als verschmitzter Ränkeschmied, zu den Reichen sprach, beweisen, daß man das Volk wirklich durch die vorgespiegelte Gründung eines Bassen-Reiches köderte.

Die Revolution hatte diesem Brissot eine ihm angemessene Laufbahn eröffnet, und da er der Ansicht war, die gesellige Ordnung sei den Talenten nachtheilig, weil sie den zügellosen Leidenschaften Schranken setzte, bildete er sich ein, sie müsse gestürzt werden, damit der Geist sich zu dem Ziele erheben könne, nach welchem er strebe. In diesem Sinne predigte Brissot die Lehre der Räuber

in einer Schrift unter dem Titel: „Ueber Eigenthum und Diebstahl.“ Die gleiche Lehre herrschte auch in dem aufrührerischen Journal, das den Titel: „Der französische Patriot“ führte und von Brissot geschrieben erschien.

Brissot's Immoralität und Unfähigkeit zu Geschäften würden ihn zu einer jeden andern Zeit von einer Nationalversammlung ausgeschlossen haben; aus Delicatesse wurde dieser Mensch von jedem rechtlichen Franzosen verachtet und als Anspielung auf seine Lehre sagte man „Brissotiren“ statt „Stehlen“.

Entzog nun irgend ein Ereigniß einem solchen Menschen, wie Brissot war, die Volksgunst, so fiel die ganze kolossale Statue, und betrachtete man dieselbe dann leidenschaftslos und ganz in der Nähe, so erstaunte man eben so sehr über ihre Mißgestalt als über ihre Winzigkeit.

Wirft man einen prüfenden Blick in das zeitweilige Getriebe der Ständekammern, so wird man auch hier aus der Zahl der Volksvertreter unschwer manches Subject herausfinden, dessen ganze Kunst, sich den Beifall der Galerien zu erwerben, in Unverschämtheit und verbrauchten Schlagwörtern von Freiheitsideen besteht.

Man darf überzeugt sein, daß auch bei uns in nächster Zeit in manch' bethörtes und unterwühltes, ursprünglich aber harmloses Gemüth ein Lichtstrahl der Erkenntniß hineinfallen werde, der dasselbe empfinden lassen wird, ob der Gemäßigte oder der Alles Unterwühlende und Alles als morsch und faul Bezeichnende ein Volksfreund sei.

Thaten richten; sie geben die Veranlassung zur Achtung oder Verachtung; schöne Worte ohne schöne, edle Handlungen aber verflüchtigen sich als Luftschlösser in dem Bereiche fabelhafter Theorien.

Ja, Thaten richten, und jene Gräuelthaten, welche

auf Veranlassung der französischen Volksverderber begangen wurden, brachen den Stab bereits über ihre Laster und Verbrechen.

Die Art zu herrschen lag damals, wie schon erwähnt, in den Leidenschaften und in dem unmoralischen Charakter der Deputirten, die nur das Interesse der Revolution zu ihrer Richtschnur nahmen und weder das öffentliche noch das Privatrecht berücksichtigten, wenn es dem Gange der Revolution im Wege stand.

In den Papieren des Robespierre, der, wie bereits erzählt, an der Spitze einer furchtbaren Partei stand, fand man später gewisse Grundsätze festgestellt, die er sich auch in seinem Betragen eigen gemacht und nach welchen er seine fürchterlichen Handlungen einrichtete. Die merkwürdigsten derselben waren:

„Eine Constitution zu Gunsten des Volkes."

„Verbannung der vernünftigen und reichen Leute, welche die größten Hindernisse der Revolution sind."

„Verbannung der Schriftsteller, die nicht entschiedene Patrioten sind."

„Ernennung patriotischer Generale und Administratoren."

„Entlassung und Bestrafung der Uebrigen."

„Volksgesetze."

„Uebergang durch die Anarchie zur höchsten Gewalt."

In diesen Grundsätzen, welche rein dazu gemacht schienen, eine Nation zu Grunde zu richten, bestand die Basis von Robespierre's Politik und der ununterbrochene Umgang mit den Nichtswürdigsten stürzte ihn immer tiefer in den Abgrund der scheußlichsten Laster.

Der Tod des Königs und Eroberungen nach Außen erschienen Robespierre als die wesentlichsten Förderungs-

mittel seiner eifersüchtigen Pläne. Er beantragte sonach den Tod Ludwig's, behauptend, es sei nöthig, den Fürsten ein einschüchterndes Beispiel zu geben, weil sie sämmtlich der Revolution abhold seien; gleichzeitig versicherte er aber, diese Revolution habe außerhalb Frankreichs Grenzen unter dem Volke warme Anhänger, die dem großen Werke, an welchem der Convent arbeite, einen glücklichen Erfolg wünschen. „Es leben schon noch," sprach er, „vernünftige Menschen, welche sich nicht von dem Bischen Blut abschrecken lassen, welches bei uns bereits floß; Menschen, die einsehen, daß es unmöglich sei, unblutige Revolutionen zu machen, und über eine momentane Unordnung die fortwährenden Wohlthaten nicht verkennen, welche nach Verwirklichung der Freiheit und Gleichheit früher oder später alle Völker mit Frankreich theilen werden."

Daß diese Worte Robespierre's in unsere Zeit hereinragen, ist hinlänglich bewiesen. Kann man nicht oft genug von gewissen Leuten hören, daß auch sie die Guillotine und den Terrorismus herbeiwünschen, um zu jener Freiheit und Gleichheit zu gelangen, die das Scheusal Robespierre als allgemeine Menschenbeglückung angepriesen?

Wenn daher Jene, welche Recht und Tugend wollen, nicht fest zusammenhalten, so werden all' die gefährlichen Principien, die hinfort keimen, zur Blüthe und als Frucht zur Reife kommen; als eine Frucht, an deren Genuß ganze Völkerschaften hinsterben und Kunst und Wissenschaft für lange, lange Zeit zu Grabe gehen werden.

Um den beabsichtigten Königsmord mit Erfolg vorzubereiten, gab Robespierre und sein Anhang dem Volke immer mehr Gelegenheit, zu verwildern, damit rasch alle jene Gefühle, welche dem Menschen die eigentliche Würde geben, noch vollends und bis auf den letzten Funken durch

Laster und Blutschuld ersäuft wurden. Um das Blut des Königs sicher fließen zu machen, entfaltete nun auch die Hyäne Marat eine verdoppelte außergewöhnliche Thätigkeit, seiner Gewohnheit nach die Hungersnoth und die Unruhen auf die Rechnung der Adeligen, der Priester und aller Anhänger des Thrones schiebend.

Auch verlangte er, daß über den Tod des Königs einzeln abgestimmt und die Liste der Stimmenden abgedruckt werden solle. Dieser Antrag hatte den barbarischen Zweck, schwache Charaktere einzuschüchtern und durch die Furcht vor den Jakobinern abzuhalten, daß sie nicht zu Gunsten Ludwig's stimmten.

Seit lange verkündeten alle Umstände dem unglücklichen Könige ein böses Schicksal, und wenn er wirklich in seiner unbegrenzten Gutmüthigkeit, gestützt auf sein Gewissen ohne Schuld, noch einige Hoffnung gehegt haben sollte, so mußte auch dieser schwach schimmernde Stern verbleichen, als plötzlich Commissäre der Gemeinde bei ihm eintraten und sowohl ihm, wie auch der Königin, jede Gattung schneidender oder stechender Werkzeuge, die als Vertheidigungs- oder Angriffswaffen gebraucht werden konnten, hinwegnahmen. Dieselben Commissäre ordneten auch an, daß alle Speisen, die man Ludwig vorsetzte, zuvor gekostet werden sollten, weil seine Anhänger ihn etwa der Schmach des Schaffotes durch Vergiftung hätten entziehen können.

Während man nun im Convente den unglücklichen König zu einem der schwärzesten Verbrecher zu stempeln suchte, verboten ihm die Commissäre der Municipalität jede Mittheilung zwischen ihm und seinem Sohne.

Einige Zeit vorher hatte sich Ludwig gegen seinen Sohn auf folgende merkwürdige Weise geäußert: „Mein

Sohn, den Königen geht's wie den hochstämmigen Bäumen; immer werden sie von Winden hin- und hergeschaukelt, und oft, wenn ein Sturm eintritt, niedergerissen."

Nachdem die grausame Trennung geschehen, begab sich Chambon, ein bis zum Wahnsinne eingefleischter Jakobiner, Mittags um ein Uhr in den Temple, und bei dem Könige eintretend, sagte er: „Das Gesetz beauftragt mich, Ihnen zu erklären, daß der Convent Sie vor den Schranken erwartet; ich werde Sie dahin führen."

Hierauf verlas der Secretär, der Chambon folgte, das Decret, worin es hieß: „Louis Capet soll vor die Schranken geführt werden."

Auf die Frage, ob sich der König auf den Weg machen wolle, schien er sich zu bedenken, weil man ihm keinen andern Titel als „Louis Capet" gab.

„Ich nenne mich nicht Capet," sagte der König; „Einer meiner Ahnen hat so geheißen; mich aber nannte man nie so; es befremdet mich jedoch in Anbetracht der übrigen Behandlung, welcher mich die Uebermacht seit vier Monaten unterwirft, Nichts mehr; diesen Morgen trennte man mich von meinem Sohne und machte mich dadurch nur noch um einen Freund ärmer; all' Das in Erwägung ziehend, erwartete ich schon seit einigen Stunden eine derartige Vorladung."

Chambon gab auf all' Das keine Antwort und lud den König bloß ein, aufzubrechen. Ludwig that es und stieg mit seinen Begleitern in den Wagen, die ihn seinem Verhängnisse und Richtern entgegen führten, die nach seinem Blute lechzten, wie der jüdische Rath nach dem Blute unseres Herrn. Bestochene aus dem Volke verlangten nach dem Kopfe des unglücklichen Königs und ihr wildes Geschrei konnte treffend mit dem: „Kreuziget ihn!" was

einst die Juden riefen, verglichen werden. Blutdurst, unversöhnliche Rachgier und blinder Wahn machte sich in abschreckender Weise während dieser traurigen Scene auch bei dem französischen Volke bemerkbar.

Der verhängnißvolle Augenblick war nun endlich heraufgedunkelt, an welchem Ludwig vor jenen Männern erschien, die sich das Recht anmaßten, auch über ihn Gericht zu halten, und Einer der Rechtsfreunde des Königs las mit lauter Stimme die Vertheidigung desselben vor. Er schloß mit den Worten: „Ludwig weiß, daß ganz Europa mit Unruhe das Urtheil erwartet, das Sie über ihn fällen werden; aber ihn kümmert nur Frankreich; er weiß, daß die Nachwelt eines Tages aus dieser großen Verhandlung, die sich zwischen einer ganzen Nation und einem einzelnen Menschen erhoben hat, kein einziges Actenstück verloren gehen lassen wird, aber Ludwig denkt nur an seine Zeitgenossen; die falsche Meinung derselben, die sie von ihm gefaßt, zu widerlegen, und seine Schuldlosigkeit zu beweisen, Das ist sein einziger Wunsch, sein einziges Bestreben; und wir, seine Vertheidiger, wollen auch Nichts weiter, als ihn rechtfertigen; wie er, wollen auch wir Europa vergessen, das auf uns horcht, vergessen die Nachwelt, die ihre Meinung schon vorbereitet; wir sehen nur den gegenwärtigen Augenblick, wir sind mit Nichts beschäftigt, als mit Ludwig's Schicksal, und wir werden glauben, das uns aufgetragene Werk vollbracht zu haben, wenn es uns gelungen ist, zu zeigen, Ludwig sei unschuldig."

Nach dieser vortrefflichen Rede kam der wackere Advocat Deseze nun auf die Rechtsfrage selbst, als Grundsatz aufstellend: Ludwig könne nur nach der Constitution gerichtet werden, nach welcher er unverletzlich sei. „Sollte es Ihnen aber einfallen," sprach der muthige Mann,

„Ludwig bloß als Bürger zu richten, so frage ich Sie nach den Formen des Processes, zu welchem der Angeklagte seine Zuflucht nehmen könnte? Wo sind ferner, frage ich weiter, die Geschwornen, jene Schutzwehr, welche jedem angeklagten Bürger das Gesetz verleiht? Wo das Recht, einen Richter zu verwerfen, der so nothwendige Damm gegen Privathaß, wo das Verhältniß der Stimmen, wo das geheime Scrutinium, welches in dieselbe Urne die Meinung und das Gewissen des Richters verschließt?"

Mit strengem Blicke musterte Deseze da die Versammlung, und indem sein Gesicht sich bleichte, weil er ahnte, er werde sich nun selbst um den Kopf reden, sagte er: „Ich habe bereits zu viel gesprochen, als daß es sich jetzt noch der Mühe lohnte, Aengstlichkeit und Vorsicht in Das zu bringen, was ich fühle und aussprechen will und muß." Wieder durchlief jetzt Deseze's Auge die Versammlung, dann sprach er in einem Tone, gemischt von Wehmuth und gerechter Entrüstung: „Vergebens suche ich unter Ihnen Richter, finde aber Nichts als Ankläger. Sie wollen über Ludwig das Urtheil sprechen, während Sie schon Ihre Stimme gegeben haben und Ihre Meinung Europa durchläuft. Soll denn Ludwig der einzige Franzose sein, für den es kein Gesetz und keine Proceßform gibt? — Bejahend wird diese Frage beantwortet, wenn man erwägt, daß Ludwig's Ankläger zugleich auch seine Richter sind, die ihm weder die Rechte des Bürgers einräumen, noch ihn die Vorrechte des Königs genießen lassen. Diesem Unglücklichen kommt sonach weder seine ehemalige, noch seine jetzige Würde zu gute; — welch' seltsames, welch' unbegreifliches Geschick! Ich vermeide es, in diese trübe Betrachtung weiter einzugehen und überlasse all' das Angeregte Ihrem Gewissen."

Mit achtungswürdiger Geschicklichkeit führte Deseze die Vertheidigung zu Ende; da jedoch der Tod des unglücklichen Monarchen schon lange beschlossen war, so konnten weder die Vertheidiger, noch das gutmüthige und edle Aussehen Ludwig's Diesen retten.

Als man den König abgeführt hatte und so endlich der über Leben und Tod entscheidende Augenblick eintrat, herrschte ein tiefes, dumpfes Schweigen in dem Saale, „denn," wie der scharfsinnige Hume sagt, „zwischen dem „Widerstande gegen den Willen eines Herrschers und zwi„schen der Bestrafung desselben gibt es einen großen Ab„stand. Man könnte zweifeln, ob die Natur eines Mon„archen eines so hohen Grades von Verschlimmerung „fähig sei, um aufrührerische Unterthanen über diesen Act „einer so seltenen Gerichtsbarkeit rechtfertigen zu können. „Die Täuschung, wenn es eine ist, welche uns eine gehei„ligte Ehrfurcht für die Person der Souveräne einflößt, „ist so heilsam, daß ihre Zerstörung durch ein Rechtsver„fahren und durch förmliche Bestrafung dem Volke mehr „Schaden bringt, als sie zur Besserung böser Fürsten bei„tragen kann."

Die französischen Blutmenschen hatten jedoch diese Ehrfurcht durch Spott bereits so sehr gelockert, daß dieselbe jetzt von der Furcht, für Aristokraten gehalten zu werden, gänzlich verwischt wurde, und die Mehrzahl des Convents entschied: daß Ludwig Capet, der letzte König der Franzosen, die Todesstrafe ohne Aufschub zu erleiden habe.

Der Kampf mit den Parteien war gekämpft, die Hoffnung durch das Todesurtheil vernichtet und dem unglücklichen Könige blieb im Angesichte von ganz Europa, das ihn seiner Tugenden wegen achtete, nur mehr gänzliche Hilflosigkeit und — das Sterben.

Er wurde im neununddreißigsten Lebensjahre nach einem thränenvollen, das Herz jedes Fühlenden tief erschütternden Abschiede von den Seinen, im Angesichte seines ehemaligen Palastes, guillotinirt; es war am 21. Januar 1793, als die Guillotine den blutigen Triumph über das Königthum feierte.

Ludwig starb mit dem Muthe christlich frommer Ergebung, und seine letzten Worte, in welchen er seine Unschuld betheuerte und seinen Richtern vergab, wurden durch Trommelwirbel und durch das Geschrei erstickt: „Es lebe die Republik!" —

XIII.

Die Nemesis.

Am Abende, der dem Tage folgte, an welchem das Blut des unglücklichen Königs geflossen, waren alle Schauspielhäuser voll Demagogen, und besonders der Convent erschien in diesem schrecklichen Augenblicke in dem scheußlichsten Lichte, denn um die Theilnahme zu schwächen, verläumdete er Ludwig und machte zottige Witze auf den blutigen Hingang eines Mannes, dessen erhabene Tugenden das tiefste Mitleid mit seinem Schicksale anregten.

Ludwig zeigte schon in seiner Jugend eine tiefe Empfindsamkeit des Gemüthes und nicht selten vergoß er Thränen, wenn von irgend einem Unglücklichen geredet wurde; ungesäumt eilte er sodann, auch zu helfen, unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und das der Dachbewohner. Ueberaus groß war sein Schmerz beim Tode Ludwig's XV. „O Gott!" rief er aus, „soll ich denn

das Unglück haben, regieren zu müssen?" Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „Die Könige sind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihre Beispiele tugendhaft zu machen." Die Errichtung des Leichenhauses und der Disconto-Casse, die Aufhebung der Frohnen, der Folter und der Leibeigenschaft im Jura sind nur einige seiner wohlthätigen Verfügungen. Mit strenger Gewissenhaftigkeit ließ er die Staatsgefängnisse untersuchen und befreite die unschuldigen Opfer der Willkür.

Man vergleiche einmal die Zahl der Gefangenen in der Bastille vom 14. Juli 1798 und die unter Napoleon 1813; kurz Ludwig beabsichtete Nichts, als sich die Liebe seines Volkes zu erringen und dasselbe glücklich zu machen. Auf seiner Reise nach Cherbourg 1789, wo er den berühmten Hafenbau 1784 zuerst unternommen und siebenunddreißig Millionen Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „Die Liebe meines Volkes hat mich in meinem Innersten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin." So fühlte dieser König und so das Volk für ihn, bevor die Volksverderber den Samen der Zwietracht ausstreuten. In seinem Testamente sagte dieser Monarch: „Ich vergebe aus ganzem Herzen Denen, die sich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu je Ursache gab, und ich bitte Gott, daß er ihnen vergebe; meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Unglücke seiner Mitbürger widmen

soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Gesetzen regiert; daß aber der König den Gesetzen nur dann Achtung verschafft und seinen guten Zweck erreicht, wenn er das dazu nöthige Ansehen besitzt."

Das unglückliche königliche Kind, an welches Ludwig diese Zeilen vor seinem Hingange schrieb, war ein Knabe von zierlichem Wuchse und von edlem, freundlichem Gesichte; seinen Kopf umwallten schöne Locken, und wenn man mit ihm redete, gab er Proben von scharfem Verstande. Auf das Zärtlichste liebte er seine Mutter, die auch die verhängnißvollen Bretter des Blutgerüstes besteigen mußte; dabei war er muthig, entschlossen und voll Ehrgefühl. Diesen intelligenten schönen Knaben übergaben die unnatürlichen Machthaber in Frankreich der Aufsicht des Schusters Simon, eines unwissenden und wilden Jakobiners. Von diesem häßlichen Menschen erlitt die königliche Doppelwaise eine so unsinnige Behandlung, daß sie durch Schläge und Schändlichkeiten aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor und endlich, zum Skelete abgemagert, voll Sehnsucht nach den todten Eltern starb.

Das Grab des gerichteten Königs befand sich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris zwischen den Gräbern Derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und jener braven Schweizer, die bei der Erstürmung der Tuilerien in der Vertheidigung ihres königlichen Herrn fielen. Ein Privatmann hatte diesen Platz während der Revolution gekauft, bis später, nachdem die Revolution ihre eigenen Kinder verschlungen, Ludwig's Tod wieder in allen Kirchen Frankreichs gefeiert wurde.

„Wie die Saat, so die Ernte," heißt es gewöhnlich, und dieser Satz bewährte sich auch vollkommen in Anbetracht des Schicksales der Revolutions-Koryphäen. Blutig war die Saat, die sie verschwenderisch in die Lüfte streuten, und blutige Früchte entkeimten daraus für sie selbst.

Charlotte Corday aus Caen, eine strahlend schöne Normannin, stieg einige Monate nach dem Tode des Königs, als eine zweite Judith, eine Lichtgestalt aus himmlischer Sphäre, in die dunkle Höhle eines blutbefleckten Ungeheuers hinab. Majestät, Unschuld und himmlische Ruhe hatten ein strahlendes Diadem um ihre Stirne geschlungen, und der trotz seiner kranken Verkommenheit noch immer lebsüchtige Marat glaubte nicht, daß der Tod ihm in jenem Augenblicke nahe sei, als er Charlottens mit Jugendfrische überhauchte, schlanke Gestalt mit dem Blicke des Lüstlings musterte.

Die Namen neuer Opfer hoffte das Ungeheuer aus dem Munde der Jungfrau zu vernehmen; sank aber wohlgetroffen nach kurzer Unterredung in der Badwanne zusammen, und über die Klinge des fest in der Brust sitzenden Dolches goß sich sein schwarzes verdorbenes Blut aus.

Mußte auch Charlotte Corday ob dieser ihrer sich selbst aufopfernden That die Stufen der Guillotine besteigen und das schöne Haupt unter das niederzuckende Beil beugen, so war doch auch einer jener Volksverderber fortgeschafft aus der Welt, in welcher er nur von Thränen und Blut zu leben und an dem Unglücke seiner Mitmenschen sich zu weiden schien. Gott möge der Jungfrau verzeihen, daß sie ihre reine Hand in Blut getaucht; die Menschen haben es ihr längst verziehen.

Wie das Bild eines Heiligen stellte man Marat's Porträt an öffentlichem Marktplatze aus und jeder Sans-

culott, der nie Anstand nahm, Crucifixe zu zertrümmern und sich aus geweihten Kelchen des Altars zu berauschen beugte hier voll Ehrfurcht seine Kniee; Väter und Mütter gingen in ihrer wahnsinnigen Verblendung so weit, ihren neugebornen Kindern den Namen des Ungeheuers Marat zu geben; auch verkaufte man in allen Straßen Marat's Büste, die bald in allen Häusern prangte, als Vorsichtsmaßregel, um sich durch sie „vom Verdachte des Verdachtes" zu reinigen.

Das Portrait Marat's hatte David gemalt; so unerreichbar groß dieser Mann als Künstler war, so niedrig grausam war er als Mensch. Auch er hatte für den Tod des Königs gestimmt und nach dessen Hinrichtung als Mitglied des Sicherheits-Ausschusses und Oberaufseher der Gefängnisse in einem dieser Kerker auch Madame Elisabeth, die Schwester des Hingerichteten, besucht, um sein republicanisches Auge an der Demüthigung dieses Engels zu weiden. Als er die Dose zog, ersuchte ihn die Prinzessin, zu stolz, um ihre Abneigung gegen ihn zu verrathen, um eine Prise Tabak.

„Ihr seid nicht gemacht, Eure Finger in meine Dose zu stecken!" rief da verächtlich der ehemalige Hofmaler des Königs und streute vor der Prinzessin seinen Tabak auf den Boden.

Ebenso groß, wie David's Haß gegen den König und die gesammte Aristokratie, war seine Anhänglichkeit und Liebe, seine Verehrung und Bewunderung für Marat, der in seinen Augen der tugendhafteste Bürger von ganz Frankreich gewesen war. Von ihm schien er seinen Hang zur Grausamkeit geerbt zu haben.

Eines Tages hatte sich eine junge schöne Frau, die sich Mutter fühlte, zu David's Füßen niedergeworfen, um

von ihm Gnade für ihren Mann zu erflehen, dessen Unschuld sie jammernd betheuerte, und dabei David's Kniee umklammerte.

David würdigte die Flehende keines Blickes, kalten Blutes griff er nach seinem Reißblei und skizzirte die angstvollen Züge der jugendlichen Mutter und neben ihr einen Mann mit abgeschlagenem Haupte.

„Hier meine Antwort," erwiederte der Maler, und wies ihr zuerst das Blatt und dann die Thüre.

Der Deputirte Reboul, der diesem David am zweiten September 1792 im Gefängnisse La Force begegnete, fragte, was er hier mache?

„Ich erhasche," entgegnete der Maler, „die letzten Züge dieser Gefangenen, welche niedergemetzelt werden, um sie als Studien in mein Skizzenbuch einzutragen."

„Geht, Bürger, Ihr macht mich schaudern."

„Wenn ich Scenen dieser Art allen andern vorziehe, so kann ich Nichts dafür; es liegt einmal in meinem Blute."

Nach dem wenigen über den großen Künstler David Gesagten wird es jedem rechtlich Denkenden schwer werden, den Menschen in ihm zu finden, und wenn er auch dem Blutgerüste entging, so rettete ihn einzig sein Talent, das man mit dem Unmenschen zugleich hätte tödten müssen. — —

In der nächsten Zeitfolge geriethen Robespierre und Danton in gegenseitige tödtliche Feindschaft und die Macht des Verhängnisses griff endlich auch in Danton's glänzend erleuchteten, stets feenhaft ausgeschmückten Salon, um sich auch hier zahlreiche Opfer zu holen.

Wie gewöhnlich hatte Danton nach dem Theater hier die Koryphäen seiner Partei um sich versammelt; in Strömen floß, wie gewöhnlich, der Champagner in

dieser heitern Tafelrunde, wo Danton schwelgend den Vorsitz führte. Alle waren heiter und guter Dinge bis auf Camille Desmoulins, der tiefsinnig und in sich gekehrt da saß, vorgebend, er denke an den gemeinschaftlichen Feind dieser Tafelrunde, gegen welchen er seit einigen Tagen in seinem Journal: „Le vieux cordelier“ den Angriff begonnen habe.

„Den will ich Dir nennen,“ entgegnete da einer von Danton's Freunden, „es ist die Hyäne, der Nichts in Frankreich heilig ist, es ist der Moloch, der täglich neue Menschenopfer verlangt, es ist der sogenannte unbestechliche Robespierre.“

„Ja, er ist es,“ entgegnete Camille in zornigem Eifer, „und nicht länger konnte mich die bleiche Furcht vor der Blutgier des Dictators abhalten, ihm und Jedem, der es hören will, mit dem ganzen Muthe tief empörten Menschlichkeitsgefühles zuzudonnern: Des Bürgerblutes ist zu viel geflossen. Jene, deren Blutdurst noch nicht gestillt ist, die mögen die sogenannte heilige Guillotine einpacken und an deren Stelle ein großes Tollhaus für sich selbst erbauen; statt der Assignaten mögen sie Millionen Ablaßzettel für die begangenen Sünden und Verbrechen drucken lassen und den Furien der Guillotine befehlen, ihre Hemden, wenn sie anders noch solche auf dem Leibe haben, zu zerreißen und daraus Charpie zu zupfen für das aus mehr denn hunderttausend Wunden blutende Vaterland!“

So hatte die Zeit diesen Camille Desmoulins geändert, der auch mit für den Tod des Königs stimmte, und an manchem blutigen Ereignisse mit schuld war. Auch Danton war ein Anderer geworden, und um den Druck der Blutschuld minder zu fühlen, betäubte er sich in schäumendem Weine, seinem Verhängniß, das er ahnte, eine trotzige Miene zeigend.

„A bas Robespierre!“ rief die Tafelrunde, nachdem Camille so gesprochen; „nieder mit dem Dictator! Tod dem Tyrannen!“ schrieen die Männer wild durch einander. In diesem Momente wurde die Flügelthüre des Speisesaales weit aufgethan und ein Officier, von einer Schaar Nationalgardisten begleitet, rief, nachdem er eingetreten: „Im Namen der Republik und im Auftrage des Wohlfahrts-Ausschusses erkläre ich die hier versammelten Bürger, angeklagt des Verbrechens, die Republik stürzen und das Königthum wieder einführen zu wollen, als meine Gefangenen!“

Panischer Schrecken bemächtigte sich der ganzen Tafelrunde, und Keiner, Danton den riesigen Athleten ausgenommen, vermochte ein Wort über die erbleichenden Lippen zu bringen. Danton lachte überlaut, verlangte den Verhaftsbefehl zu sehen, leerte dann ein Champagnerglas mit Einem Zuge, hüllte sich in seinen vielkragigen Mantel, und den Hut sich auf den Scheitel drückend rief er: „Folgt mir, Freunde!“

Nun folgten die Dantonisten und nur ihr Meister, Rettung auf seine Beredsamkeit bauend, erkünstelte eine ausgelassene Lustigkeit.

Die Kraft seiner Rede scheiterte jedoch an Robespierre's blutdürstigem, damals noch allmächtigem Willen. Robespierre hatte sich bereits einen Tag vor Danton's Verhaftung zu einem seiner Freunde auf Danton bezüglich also geäußert: „Sollte Frankreich die untergegangene Sonne des Königthums noch einmal aufgehen sehen, so würde dieser Danton sicherlich seine Larve abwerfen und als royalistischer Schmetterling Frankreichs Lilien umkreisen; ich hasse ihn wie jede Schwäche und habe deßhalb seinen Tod beschlossen!“ Diesem Beschluß zufolge war schon nach

einigen Tagen das Grab Danton's Wohnung, und alle mit ihm Verhafteten hatten zu leben aufgehört.

Bevor Danton den Kopf unter die Guillotine beugte, rief er mit lauter Stimme dem Henker zu: „Das Volk „wird bald einsehen, daß es von der Republik noch gänzlich „hingeschlachtet werde." „Danton," sagt Lamartine, „war der Koloß der Revolution; sein Kopf war von Gold, seine Brust von Fleisch und Blut, sein Rumpf von Erz und sein Piedestal von Koth. Nach seinem Fall erschien der Gipfel des Convents weniger hoch; Danton war dessen Wolke, dessen Blitz, dessen Donnerkeil. Als der Berg ihn verlor, verlor er seine höchste Spitze."

Nach dem Hingange Danton's und der mit ihm Gerichteten erreichte die Schreckensherrschaft ihren Höhepunkt. Der Blitzstrahl der Jakobiner, der Tyrann des Convents war Robespierre, und sein eifrigster Gehilfe war der unermüdliche Henker Henri Sanson, der Sohn jenes Charles Henri Sanson, welcher Ludwig XVI. enthauptet hatte und sechs Monate nach der Hinrichtung des Königs — man sagt, aus Gram darüber — gestorben war; sein Sohn aber, weniger gefühlvoll als der Vater, hatte sich kein Gewissen daraus gemacht, mit der größten Theilnahmslosigkeit die Königin, die Prinzessin Elisabeth, den Herzog Philipp Egalité, Charlotte Corday, Vergniaud, zwanzig Girondisten, Malesherbes, den treuen siebzigjährigen Vertheidiger des Königs, und in einem Zeitraume von zwei Jahren mehr als zweitausend Feinde der Republik zu guillotiniren.

Noch vor Danton's Hinrichtung war, um alle die dem Tode geweihten Opfer genau zu controliren, ein Journal de la Guillotine erschienen, das nichts Anderes als die vollständige Aufzählung der Namen aller Hin-

gerichteten, mit Angabe ihres Alters, Wohnortes und Standes und mit Hinzufügung des Tages und der Stunde ihrer Hinrichtung enthielt. Von diesem Journale, das zu den größten Seltenheiten der republicanischen Presse gehört, kamen jedoch nicht mehr als zwölf Nummern heraus, weil endlich auch Robespierre, der sogar den Convent mit unumschränkter Gewalt terrorisirte, und dessen dictatorische Befehle nur mehr lauteten: „Es ist nothwendig," „Man muß," „Ich will," eine dunkle Stunde ereilte.

In Folge einer nicht mehr länger zu ertragenden Tyrannei reifte, im Schooße des Conventes selbst, langsam und ganz im Stillen eine Verschwörung gegen Robespierre heran, und als endlich dieselbe entdeckt wurde, hatte sie bereits zu viel Kraft gewonnen, und Saint-Just, der Robespierre treu geblieben, bestieg die Rednerbühne, um die Vertheidigung seines Freundes zu übernehmen.

„Es ist zu spät!" schrieen ihm da die Verschwornen zu, und da man ihn nicht zu Worte kommen ließ, stürzte Robespierre wuthschäumend auf die Tribüne.

„Nieder mit dem Tyrannen!" erscholl es da vom Berge; „à bas Robespierre!" wiederholte einstimmig der Sumpf.

Robespierre, an einen so plötzlichen Fall nicht glaubend, wollte sich um jeden Preis vertheidigen; mit krampfhafter Anstrengung klammerte er sich an die Rednerbühne, und da das Geschrei des Sumpfes und der Lärm der Bergpartei ihn übertäubten, so machte er übermenschliche Anstrengungen, seine Stimme wurde aber bei dem Bemühen, Alle zu überschreien, heiser und krächzend.

„Das Blut Danton's erstickt die Worte des Tyrannen!" rief da ein Freund Danton's, gleichzeitig ein Verhaftungsdecret gegen Robespierre verlangend.

Gleich einem Donnerschlag, der durch heulende Stürme dringt, führte dieser Antrag die Entscheidung der noch Unentschlossenen herbei, und wie Ein Mann rief der Convent: „Abstimmung! Abstimmung!"

Mitten in dieser Aufregung stürzte Freron auf die Tribüne, rufend: „Bürger! endlich ist der Augenblick gekommen, wo Vaterland und Freiheit aus den Trümmern wieder auferstehen müssen. Bürger! man wollte ein Triumvirat bilden, welches an die Proscriptionen Sulla's erinnert haben würde, und um zum Throne emporzusteigen, wollten die Triumvirn Robespierre, Saint Just und Couthon aus unsern Leichnamen Stufen machen!"

Als darauf Robespierre und sein Anhang abgeführt wurden, rief eine Stimme: „Bürger! Frankreich war in Gefahr; Ihr habt das Vaterland gerettet!"

Diesem Vorkommnisse zufolge erhängte sich die Mutter Robespierre's in dem Gefängnisse, wohin man sie brachte.

In dem Augenblicke, in welchem sich durch ganz Paris hin die Kunde von Robespierre's Verhaftung, einem Lauffeuer gleich, verbreitete, brach Alt und Jung in ein endloses Entzücken und in lauten Jubel aus; denn der Stein, der Alles zu zerschmettern drohte, war nun selbst zerschmettert. Leute, die sich im Leben nie gesehen, umarmten sich jetzt auf der Straße, und am Abende, der dem Hinrichtungsmorgen des Dictators voranging, schmückten sich hunderttausende von Fenstern mit blendendem Kerzenglanze, und hinter den blumenbekränzten Fenstern wagten ebenso viele schwer geängstigte Seelen von Neuem aufzuathmen.

Seit zweiundzwanzig Monaten einer blutigen Schreckensherrschaft war dieß die erste Nacht, in welcher die Bewohner der Hauptstadt ihre Häupter ruhig zum Schlafe

niederlegen konnten, ohne Furcht, vom Klopfen der Schergen des Wohlfahrts-Ausschusses geweckt und aus den warmen Betten in die feuchten kalten Kerker geschleppt zu werden.

Auch Hektor wagte sich da wieder zum ersten Male an die Fenster eines ärmlichen Dachstübchens, wo ihn jener verwildert aussehende Mensch, der ihm aus der Leichenkammer fort geholfen, bis jetzt versteckt hatte. Unter eigenen Gefühlen blickte Hektor hinab in die menschenbelebten Straßen, wo Alles dem Falle Robespierre's entgegenjubelte.

Hinter Hektor stand sein Retter, hinaus in die Nachtluft starrend, und als sich der junge Mann umwendete, so sah er in den finstern Zügen des Mörders unverkennbar jene gewaltige Schrift, welche die Reue ob begangener Verbrechen in ein Menschenantlitz unauslöschbar eingräbt.

„Sie können nun," sprach der finstere Mann, „unangefochten diesen beschränkten Aufenthalt verlassen; leben Sie wohl und glücklich und trösten Sie sich ob der erlebten Verluste; trösten Sie sich mit dem Gedanken, Ihr Gewissen sei rein und unbefleckt geblieben, während Hunderttausende die Hände in Blut tauchten, und deßhalb nie im Leben mehr froh werden können!"

Mit rauher, tief bewegter Stimme sprach der unheimlich blickende Mann diese Worte, und blieben auch seine Augen, die seit geraumer Zeit nicht mehr weinen konnten, trocken, so flog seine Brust doch auf und nieder, das Weinen der Seele und den Sturm im Innern zu erkennen gebend.

Was hatte nun den blutbefleckten Schlächter unschuldiger Opfer bewegen können, Hektor zu retten? Lediglich das Gefühl der Dankbarkeit!

Hektor wollte nämlich eines Morgens ausgehen; sobald er jedoch hinaus auf die Straße trat, sah er viele

Menschen in einen Knäuel zusammengedrängt, die offenbar einem am Boden liegenden Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Von Neugierde getrieben, drängte auch er sich hinzu, und sah eine im Schmutze des Pflasters liegende alte Frau, die der Schlag berührt hatte. Stets bereit, Mensch zu sein, wo es galt, ließ nun Hektor alsogleich die Ohnmächtige in sein Haus und in ein warmes Bett bringen, und während er selbst der in todesähnlicher Erstarrung Liegenden Hände und Gesicht wusch, trat ein starker Mann bei ihm ein, die vom Schlag Berührte als seine Mutter bezeichnend und Dankesthränen vergießend ob des menschenfreundlichen Benehmens des jungen Adeligen. Trotz aller Belebungsversuche, die der endlich eintretende Arzt mit der alten Frau anstellte, war diese nicht mehr in's Leben zurückzurufen; sie blieb todt und Hektor schenkte ihrem jammernden Sohne eine volle Börse, um die Heimgegangene anständig beerdigen lassen zu können.

Der Sohn dieser vom Schlage berührten Frau wurde nun Hektor's Retter. In der zum Schlachten bestimmten, unheimlichen Kammer, bei besoldeten Mördern stehend, schaute er, das Beil in den Händen, durch eine vergitterte Oeffnung der Thüre in den Saal hinaus, und seinen Blick auf Hektor's edle Gestalt werfend, erkannte er ihn und war auch sofort entschlossen, Den zu retten, der mit eigener Hand das sterbende Haupt seiner Mutter gewaschen und die Beerdigungskosten in seine Hand gelegt hatte. Auf Hektor deutend sprach er zu den gleich ihm besoldeten Schlächtern: „Den dort laßt mich allein abthun, ich habe mit ihm eine Rechnung in's Reine zu bringen!“ Gerne wurde ihm gegönnt, seine Privatrache zu befriedigen, und während die Andern Hektor's greisen Vater niederschlugen,

warf er dessen Sohn, wie bereits erwähnt, zu Boden, ihm zuflüsternd, er möge still und steif liegen bleiben wie eine Leiche, sonst sei er ein Kind des Todes. Eine Ohnmacht, die gleichzeitig Hektor's Sinne umschleierte, förderte den Plan der Rettung, und als es endlich leer und still wurde oben in den Räumen, wo massenhaftes Blut geflossen war, so führte ihn der Sohn der in Hektor's Palais gestorbenen Frau, unter der bereits erzählten Verkleidung, hinaus aus dem Schauerorte nach seiner Dachwohnung hin, wo Hektor bis zu Robespierre's Sturz allen Späheraugen verborgen blieb.

Tief erschüttert dankte nun Hektor seinem Retter, versuchend, ihn auf die Barmherzigkeit Gottes aufmerksam zu machen, die für den reuigen Sünder eine unbegrenzte sei, wie er unter manchen Trostgründen den finstern Mann versicherte. Kein Lichtstrahl der Hoffnung zuckte jedoch über dieses Antlitz hin, aus dessen Augen das Gefühl eines namenlosen Unglückes und eine trostlose Verzweiflung in unheimlichem Glanze blickte.

Als Hektor diesem verlorenen Menschen die Hand zum Abschiede reichte, zog dieser die seine zurück, denn er hielt sich nicht für würdig, die blutbefleckte Hand in die reine des jungen Mannes zu legen.

„Der thut sich selbst Gewalt an," das war der Gedanke, der Hektor beunruhigte, als er von der Dachwohnung niederstieg, und hinaus in die Luft trat, der er so lange entbehrte. Unter den sonderbarsten Gefühlen eilte er hin nach dem elterlichen Hause, wo ihm nach langem Pochen ein durch Alter gebeugter Diener mit der schwachen zitternden Hand öffnete. Es war dieß der Einzige, der von der ganzen Dienerschaft geblieben war, in frommer Ergebung abwartend, was das Schicksal nach dem Hingange seiner Herren über ihn verhänge.

Wie vor einem Geiste wich der Greis, die Leuchte in der Hand, zurück; sobald er aber Hektor's Stimme hörte und sich überzeugte, kein Phantom, sondern ein Mensch von Fleisch und Blut stehe vor ihm, den Gottes unbegreifliche Fügung gerettet, so sank er nieder auf die Kniee, und lobte, Freudenthränen vergießend, den Herrn.

Zu aufgeregt, sehnte sich Hektor nach Ruhe. Als er aber hinaufstieg zu den Zimmern, die er früher in Gemeinschaft mit seinem Vater bewohnte, sank er dem Bilde des von Mörderhand Erschlagenen gegenüber auf ein Sopha nieder, auf welchem er oft in vertraulichem Gespräche mit seinem treuen Freunde Suleau gesessen. Die Macht des Verhängnisses brach seine Kräfte, und unter stöhnendem Schmerze schlief er endlich in sitzender Stellung ein, von lieben Abgeschiedenen und von der Schreckensherrschaft träumend.

„Platz für den Herrn Unbestechlichen! Platz für den tugendhaftesten Bürger, Robespierre!" so riefen kommenden Morgens die ausgelassenen Furien der Guillotine, die von Robespierre besoldeten „Tricoteuses" und „juppons gras", die Strickweiber, die ihre frechen Stirnen mit Blumenkränzen aufgeputzt hatten, weil heute ihr Meister Robespierre auf dem Armensünderkarren saß; wie berauschte Menaden tanzten die abenteuerlichen häßlichen Gestalten um das unheimliche Gespann, welches Robespierre zum Tode führte. Stumm und starr, einer zertrümmerten Bildsäule nicht unähnlich, saß der gestürzte Dictator auf einem Strohbündel, und da ihm die Kinnlade, als er während seiner Arretirung einen Fluchtversuch machte, durch einen Schuß zerschmettert worden war, so trug er eine schwarze Binde um sein Gesicht, wodurch die Blässe desselben auf abschreckende Weise noch gehoben wurde.

Etwa eine Stunde später zeigte Meister Sanson den abgeschlagenen Kopf Robespierre's dem Volke und der einstimmige Ruf: „Vive la liberté!" zerriß die Luft.

Nach Robespierre mußten Saint Just und Couthon, der jüngere Robespierre, Henriot, der Commandant der bewaffneten Macht, Lescot-Fleuriot, der Maire von Paris, der Nationalagent Payan, Dumas, der Präsident des Revolutionsgerichtes, Vivier, der Präsident des Jakobiner-Clubs und dreizehn Andere die Köpfe unter das Messer der Guillotine beugen. Die meisten dieser Herren raffte die Sichel des Todes in der Blüthe des Lebens hinweg, und Hektor erinnerte sich am Abende dieses so ereignißvollen Tages lebhaft an Suleau, der in seiner letzten Nacht gleich einem Seher in die Zukunft blickte, ihn versichernd, er sei überzeugt, daß die Nemesis alle Jene ereilen werde, welche Frankreich in ein großes Schlachthaus umgestaltet.

Wie Suleau es vorher gesagt, war es auch wirklich gekommen, und dasselbe Volk, das seine Verderber vergötterte, triumphirte jetzt über deren Fall; das ist der Fluch der schlechten That, die Nemesis, die sich unzertrennlich an die Ferse des Verbrechers heftet! —

XIV.

Aufklärung über Scheinaufklärung.

Am 26. August 1794 wurde nun die durch ein Decret des Wohlfahrts-Ausschusses suspendirte Preßfreiheit wieder hergestellt, und mit diesem Tage begann die Rück-

kehr aus dem Zustande der Anarchie zur gesetzlichen Ordnung. Bis dahin hatte nämlich nur die Preßfrechheit existirt; gegen diese Frechheit aber zu schreiben, um dem verblendeten Volke die Augen über ihre Verderber zu öffnen, das war bei Todesstrafe untersagt.

Am 12. November decretirte der Convent die Schließung des Jakobiner-Clubs und aller übrigen Vereine, einsehend, es sei unmöglich, sie noch länger zu dulden, ohne das Vaterland in neue Gefahren zu stürzen.

Am 16. December büßte Jean Baptiste Carrier, der blutbefleckte Proconsul von Nantes, der Erfinder der Ertränkungen — republicanische Hochzeiten genannt — seine Frevel unter dem Messer der Guillotine.

Am 29. December stellte man endlich die Freiheit des Gottesdienstes wieder her, und am 4. November 1795, nachdem man zuvor den Convent auflöste und den öffentlichen Ankläger Fouquier-Tinville, wie auch Joseph Lebon, den Proconsul von Arras, guillotinirt hatte, begann die Herrschaft des Directoriums. In jenen Tagen fand man nun auch eine Sammlung von Briefen des noch immer hochgefeierten Marat, und in einem dieser Briefe, datirt vom 24. Juni 1790, sprach sich Marat einem Genfer Freunde gegenüber also aus:

„Die Franzosen sind ein halb überschnapptes Volk, die nicht wissen, was sie wollen; der größere Theil derselben sehnt sich nach Republik und begreift nicht, daß eine demokratische Verfassung für ihn ein großes unberechenbares Unglück wäre; Republiken passen nur für so kleine Staatshaushaltungen, wie Eure Cantone in der Schweiz; für ein so großes Land, wie dieses Frankreich, eignet sich — mögen Narren nnd Ehrgeizige auch immer das Gegentheil behaupten — nur Eine Regier-

ungsform, und diese Eine Form ist und bleibt: Constitutionelle Monarchie!"

Als der Inhalt dieses Briefes bekannt wurde, den Marat entweder wirklich geschrieben, oder den ihm ein erbitterter schlauer Feind in die Schuhe schob, schlug die Vergötterung des so beliebten Volksfreundes in allgemeine Verhöhnung um, und dasselbe Volk, das den Unvergeßlichen angebetet hatte, schrie nun aus hunderttausend Kehlen: „Marat war ein Schurke, ein erbärmlicher Charlatan und Heuchler. Nieder mit diesem Marat, mit diesem elenden verkappten Royalisten!" — — —

Dieser Schrei, der für die Einen eine Ueberzeugung, für die Andern ein bloßer Vorwand war, durchtönte ganz Frankreich, und Marat's Apotheose verwandelte sich in kolossale Beschimpfung. Geohrfeigt, angespieen und zertrümmert wurde seine Büste, die man an allen öffentlichen Orten in allen Schauspielhäusern fand, und Diejenigen, welche sie in ihren Zimmern aufgestellt hatten, warfen sie durch die Fenster auf die offene Straße hinaus. Jene Väter, welche ihren Töchtern den Namen „13 juillet" gegeben, ließen sie umtaufen und ihnen den Namen Charlotte beilegen, zum Andenken an die Heldenjungfrau, die, gerührt von dem Jammer des Vaterlandes, das fluchbeladene Leben Marat's durchschnitten hatte.

Die Pariser Straßenjungen machten sich Puppen und Gliedermänner, schrieben „Marat" darauf und hingen die Abbildung des ehemaligen Volksfreundes an die Laternen.

Das von dem großen David gemalte Bild Marat's wurde aus dem Sitzungssaale, wo es bis jetzt hing, dem erzürnten Volke zugeschleudert und von demselben in tausend Stücke zerfetzt, auch wurden Marat's sterbliche Ueberreste aus dem Pantheon entfernt und das wüthende Volk

warf dieselben aus dem Tempel des Nachruhms in eine Cloake der Rue Montmartre; nach acht Tagen blieb von dem einstmals so vergötterten „Volksfreunde" bloß Eine Erinnerung noch übrig — er sei ein elender Bluthund gewesen.

So war das Volk zu allen Zeiten und so wird es auch in alle Zukunft bleiben; stets leicht zu bethören wird es oft dem Unglaublichsten Glauben schenken, und Manchem vielleicht schon morgen fluchen und ihn mit Koth bewerfen, den es heute unter Freudenthränen segnete, dem es Blumen streute und Lorbeerkränze um die Stirne wand.

In der nächsten Zeit trat Napoleon Bonaparte, aus Aegypten zurückberufen, wo er glänzende Siege erfochten, an die Spitze der Republik; das Directorium ward aufgehoben, und der 18. Brumaire (9. November 1799) gab Frankreich eine consularische Regierung und die vierte Constitution, die sich wieder der monarchischen Form näherte.

Kaum hatte Bonaparte die Zügel der Regierung ergriffen, so erhielt Alles eine lebenskräftige Gestalt; er allein konnte die Mitglieder des Staatsraths, die Minister, die Gesandten und alle Officiere der Land- und Seemacht ernennen und absetzen; auch in allen übrigen Regierungsangelegenheiten entschied sein Wille, indem die beiden andern Consuln (Cambacères und Lebrun) nur eine berathschlagende Stimme hatten. Von einem Siege zum andern fliegend, wuchs Napoleon's Macht und Ansehen von Tag zu Tag, und am 18. Mai 1804 erschien endlich das organische Senats-Consulat, welches Napoleon zum Kaiser der Franzosen und die kaiserliche Würde für erblich in seiner Familie erklärte.

Das leichtsinnige französische Volk ward durch den Glanz des neuen Kaiserthums leicht befriedigt, und die

angesehensten Generale der Republik versammelten sich nun, im Hinblicke auf die glänzenden Aussichten, die sich auch ihnen jetzt eröffneten, als Reichsmarschälle um den Thron. — —

Am 2. December desselben Jahres vollzog der Papst in der Kirche Notre-Dame zu Paris die Kaiserkrönung, bei welcher sich Napoleon selbst, dann seiner Gemahlin die Krone auf das Haupt setzte.

In jenen Tagen malte der große David an einem umfangreichen großen Bilde; damit aber der Contrast seiner jetzigen Arbeit recht unverkennbar hervortrete, muß erwähnt werden, daß David früher die meisten Ideen zu den zahlreichen republicanischen Denkmälern angab, und daß eines seiner Gemälde, den Tod des Sokrates darstellend, ihn zuerst in den Ruf eines großen Historienmalers brachte. Von ihm ging auch die Idee aus, aus den Trümmern der königlichen Statuen ein Denkmal zu errichten, welches das Volk als einen ungeheuern Riesen vorstellen sollte.

Was malte nun aber jetzt dieser unter der Schreckensregierung so wüthende Jakobiner, Marat's intimster Freund, der mit grausamer Lust zu den Gefängnissen hinabstieg, wo die Anhänger an das Königthum dem nahen Tode entgegen seufzten, und deren angstbleiche Köpfe er als unheimliche Studien in sein Skizzenbuch zeichnete? Was malte dieser eingefleischte Republicaner jetzt für ein Bild, der eine Prinzessin nicht für würdig erachtete, eine Prise Tabak aus seiner Dose zu nehmen? —

David malte die Kaiserkrönung Napoleon's, welches als eines seiner ausgezeichnetsten Werke galt, und wurde als erster Hofmaler des Kaisers angestellt.

Wo bleibt da die Consequenz der Gesinnung? Wo der entschiedene Charakter? Wo der Volksmann? — —

Von all' diesen Wandelbarkeiten war Hektor, der seit dem Tode des Vaters und des unglücklichen Suleau ein freudeleeres Leben führte, Zeuge, und die finstern Eindrücke, welche die Schreckensherrschaft auf ihn gemacht, schwanden nie mehr aus seinem tiefverwundeten Gemüthe. Er blieb ein stiller, ruhiger, in sich gekehrter Mann; freundlich und wohlthätig gegen Arme, abhold aber jedem lärmenden Vergnügen und abgestumpft für jede Hoffnung, die sich innerhalb der Grenzen dieser Erde bewegte; denn zu befleckt und zu beschmutzt sah er ja die Menschen, und der Widersprüche hörte er zu viele, als daß er noch an den wirklichen Bestand von einheitlichem edlem Streben glauben mochte und konnte. Mit ungemeiner Vorliebe beschäftigte er sich mit dem Studium der Astronomie, denn sein Blick erhob sich am liebsten nach Oben, wo hinter der sternbesäeten Decke des Firmamentes eine Welt voll heiliger Ahnungen ihm verschlossen lag; dorthin war seine Sehnsucht und sein Hoffen gerichtet.

Unter schmerzlichen Gefühlen besuchte und unterstützte er noch in spätern Jahren jenen Mann, der ihn aus der Todtenkammer gerettet, und der zwei Tage nach Robespierre's Hinrichtung nach der Salpetrière gebracht wurde, wo er als Irrer lebte. Dort sah er auch zuweilen die früher so gefeierte Amazone von Paris, die einst so muthige und schöne Thèroigne de Mericourt. Ihr geisteskrankes Gehirn wurde von tausend Martern gequält, gequält von einer ewig wachen Reue ob der Ermordung Suleau's. Gegen sich selbst rasend knirschte sie mit den Zähnen, ballte die Fäuste, zerraufte ihr Haar und zerriß ihre Kleider, zerschlug und zerkratzte sich die Brust, die Freiheit verfluchend, die sie so grenzenlos unglücklich machte. War der Anfall schäumender Wuth vorüber, und kehrte

ihr eine lichte Stunde zurück, so fiel sie hin auf die Kniee und betete unter Schluchzen und Händeringen für die Vergebung ihrer Sünden und vor Allem für den blutigen Mord, den sie an Suleau verübte. Thèroigne's ganze Erscheinung, abgezehrt, welk und aschfarbig, bot den Anblick des entsetzlichsten Wahnsinns und eines Unglückes ohne Grenzen dar, so daß selbst den kalten gefühllosen Wärtern, die sie, wenn sie raste, mit Gewalt beruhigen sollten, die Augen feucht wurden, wenn sie ihr die Zwangsjacke anlegten und sie an Händen und Füßen auf das Lager festschnallten.

Hektor vermied, wenn es anders geschehen konnte, stets, dieser Irren zu begegnen, der er als Christ, dem ein Gefühl von Rache stets fremd bleiben soll, vergab; begegnete er ihr aber doch zuweilen, so mußte er sich, von der Jammergestalt dieser Unglücklichen gerührt, gestehen, daß, wenn jemals eine Person jener blutbefleckten Zeit ihre Sünden auf dieser Erde schwer abgebüßt, es diese Magdalena der Neuzeit war, für die endlich nach zweiundzwanzigjährigem Wahnsinn die Stunde der Erlösung an jenem Tage schlug, an welchem sie einst den königlich gesinnten Schriftsteller Suleau todt zu ihren Füßen niederstreckte.

Hektor erlebte noch den Sturz Napoleon's und dessen Verbannung nach St. Helena, nach welcher Zeit sich wieder der alte Geist des Royalismus in Frankreich einstellte, und man die Emigranten von Gent, die Restauration, die Religion und den Frieden leben ließ.

In jener Zeit brach auch Hektor's Kraft zusammen, und gerne ging er aus einer Welt, wo er so viel Unglück und so viel die Menschheit Entwürdigendes schauen mußte. Mit den Verderbern des Volkes konnte er sich selbst sterbend

nicht aussöhnen, dem Volke aber vergab er, im Innersten überzeugt, es habe zu keiner Zeit so recht gewußt, was es eigentlich gewollt, sonst hätte es sich wahrhaftig nie zu einem verächtlichen Spielzeuge der Volksverderber hergegeben und sich durch eine Kette fortlaufender Widersprüche lächerlich gemacht.

Die Franzosen scheinen auch in Wahrheit nie so recht gewußt zu haben, was sie eigentlich wollten, und [illegible] Dieses zunächst dem deutschen Volke und der deutschen Jugend den Reden der Volksverderber unserer Tage gegenüber, — welche die französische Revolution als glorreiche Nachahmung den Völkern empfehlen — recht anschaulich zu machen, sei hier schließlich die chronologische Zusammenstellung des Pariser Gassengeschreies in einem Zeitraum von etwas über sechzig Jahre angeführt, aus welcher sich auch der schlichteste Mann ohne viel Kopfzerbrechen ein Urtheil bilden kann. Diese Zusammenstellung lautet, wie folgt: 1788: „Es lebe der König! Es leben die Notabeln!“ Mai 1789: „Nieder mit den Feudalrechten! Nieder mit den Notabeln! Nieder mit der Bastille! Es leben die Generalstaaten und der dritte Stand!“ 1790: „Nieder mit den Generalstaaten! Es lebe Necker und Mirabeau! Es lebe der Herzog von Orleans! Es leben die Patrioten! Es lebe die constituirende Versammlung!“ 1791: „Nieder mit Necker! Nieder mit dem Adel! Nieder mit der Geistlichkeit! Es lebe Bailly, der Maire von Paris! Es lebe Lafayette, der Commandant der Nationalgarde! Es lebe der constitutionelle König! Es lebe die Constitution!“ September 1792: „Nieder mit dem königlichen Veto! Nieder mit Lafayette! Nieder mit Bailly! Nieder mit der Constitution von 1791! Es lebe die gesetzgebende Versammlung! Es lebe Santerre, Commandant der National-

garde! Es lebe Péthion, Maire von Paris! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Laterne!" August 1793: „Nieder mit dem König Louis Capet! Nieder mit Brissot! Nieder mit Dumouriez! Es lebe die französische Republik! Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft! Es lebe die Gironde! Es lebe Vergniaud!" September 1793: „Tod dem Könige! Nieder mit dem Adel! Nieder mit den Aristokraten! Nieder mit den Reichen! Nieder mit den Priestern! Es leben die Jakobiner! Es lebe Marat, der Volksfreund! Es lebe der Schrecken!" 21. Mai 1794: „Nieder mit den Girondisten! Nieder mit Vergniaud! Nieder mit Condorcet! Nieder mit den Gemäßigten! Es lebe der Wohlfahrts-Ausschuß! Es lebe Barrère! Es lebe Couthon! Es leben die Noyaden.*) Es leben die Fusilladen! Es lebe die Guillotine! Es lebe der Scharfrichter (Henri Sanson)! Es lebe der Tod!" 1794 bis 1795: „Nieder mit dem Berge! Nieder mit den Terroristen! Nieder mit den Bluthunden! Nieder mit den Sectionen! Nieder mit dem Wohlfahrts-Ausschusse! Nieder mit Robespierre! Es leben die Urheber des zehnten Thermidor! Es lebe Tallien! Es leben die Gemäßigten!" 1795 bis 1799: „Es lebe das Directorium! Es lebe der dreizehnte Vendémiaire! Es lebe Barras! Es lebe der General Bonaparte! Es lebe der Rath der Fünfhundert!" 10. November 1799: „Nieder mit dem Directorium! Es lebe der achtzehnte Brumaire! Es leben die drei Consuln! Es lebe Siéyes! Es lebe Roger Ducos! Es lebe Bonaparte!" 29. Juli 1803: „Es lebe der lebenslängliche Consul Bonaparte!" 1804: „Nieder mit der Republik! Nieder mit dem Tribunat! Nieder mit dem Frieden! Es lebe der Kaiser Napoleon! Es

*) Ersäufungen (zur Zeit der französischen Revolution gebräuchlich.)

lebe die Kaiserin Josephine, der Glücksstern Napoleon's!" 1804 bis 1808: „Es lebe der Krieg! Es lebe die Armee! Es lebe die Conscription! Es lebe die Ehrenlegion!" 1809 bis 1813: „Nieder mit dem Papste! Nieder mit Spanien! Nieder mit Holland! Nieder mit dem Glücksstern Napoleon's! Es lebe Marie Louise! Es lebe der König von Rom!" 1814: „Nieder mit dem Corsen! Nieder mit dem Usurpator! Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Senat! Nieder mit der Conscription! Nieder mit dem kaiserlichen Adler! Es lebe der legitime König! Es lebe Ludwig XVIII.! Es leben die Bourbons! Es leben die Lilien! Es leben die Alliirten! Es lebe die Charte! Es lebe der Friede!" März 1815: „Nieder mit den Alliirten! Nieder mit den heimgekehrten Emigranten! Nieder mit den Legitimisten! Es lebe der Kaiser! Es lebe seine alte Garde! Es leben die Grognards! Es leben die alten Schnurrbärte! Es leben die Braven von Elba! Es leben die Deputirten! Es lebe Benjamin Constant! Es lebe das Maifeld!" Juni 1815: „Nieder mit dem geächteten Corsen! Nieder mit der Armee! Nieder mit den Verräthern Ney und Lavalette! Nieder mit dem Helden der hundert Tage! Es lebe Ludwig, der Ersehnte! Es leben die Emigranten von Gent! Es lebe die Restauration! Es lebe die Religion! Es lebe der Friede!" 1816 bis 1826: „Es lebe die Chambre introuvable! Nieder mit den Ultra's! Es lebe Decazes!" 1826 bis 1830: „Nieder mit Decazes! Es lebe Villèle! Es lebe Karl X.! Es lebe der Sieger von Trocadero! Es lebe der Herzog von Angoulême! Es lebe die Herzogin von Berry!" 28. Juni 1830: „Nieder mit Polignac! Nieder mit seinen gesetzmörderischen Ordonnanzen! Nieder mit Karl X.! Nieder mit dem Sieger von Trocadero! Nieder mit der Legitimität! Nieder

mit den Bourbons! Es leben die Zweihunderteinundzwanzig!" 9. August 1830: „Es lebe Louis Philipp! Es lebe der Bürgerkönig! Es lebe die Charte, die von jetzt an eine Wahrheit sein wird! Es lebe die Souveränität des Volkes! Es lebe Odilon-Barrot! Es lebe Lafitte! Es lebe Mauguin!" 7. November 1831: „Nieder mit der Herzogin von Berry! Nieder mit dem Herzog von Bordeaux!" 30. Mai 1837: „Es lebe der Herzog von Orleans! Es lebe die Herzogin von Orleans!" 25. August 1838: „Es lebe der Graf von Paris! Es lebe Herr Thiers! Nieder mit Thiers! Es lebe Guizot!" 24. Februar 1848: „Nieder mit Louis Philipp! Nieder mit Guizot! Nieder mit Odilon-Barrot! Nieder mit der Juli-Dynastie! Nieder mit der Herzogin von Orleans! Nieder mit dem Grafen von Paris! Nieder mit dem Herzoge von Nemours! Nieder mit dem Prinzen von Joinville! Es lebe die Reform! Es leben die Barrikaden! Es lebe der vierte Stand! Es leben die Arbeiter! Es leben die Blousenmänner! Nieder mit dem Königthum! Es lebe die Republik, Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft!" März 1848: „Es lebe die provisorische Regierung! Es lebe Lamartine! Es lebe Ledru-Rollin! Es lebe Louis Blanc!" 24. Juni 1848: „Nieder mit den Communisten! Nieder mit Louis Blanc! Nieder mit Ferdinand Flocon! Nieder mit Albert! Es lebe die gesetzliche Freiheit! Es lebe Lamartine! Nieder mit der rothen Republik! Es lebe General Cavaignac!"

Eines schönen Tages hieß es dann: „Nieder mit Ledru-Rollin! Es lebe Louis Napoleon, der Präsident der Republik! Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon III.!" Und das Geschrei in letzter Zeit? Es klingt noch in Jedermanns Ohren.

Ein eifriger Leser des Moniteur stellte aus sämmtlichen Jahrgängen desselben in chronologisch geordneter Reihenfolge die vorangeführte „Cris de France“ zusammen, die man sich hier in „Pariser Gassengeschrei“ zu übersetzen erlaubte, und aus welcher der Satz: die Revolution gleicht dem Saturn, der nach und nach seine eigenen Kinder verschlingt, als volle Wahrheit sich herausstellt; Derjenige nun, den es gelüstet, sich auf der abenteuerlichen Leiter der Revolution zu heben, der denke an das verderbliche Wirken des Saturn, dieses hier mit der Revolution verglichenen Gestirnes.

Hier am Schlusse dieser, nicht zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung geschriebenen Erzählung ist durch die Sammlung der bedeutendsten Schlagwörter der französischen Geschichte die Wandelbarkeit der Gesinnungen des französischen Volkes, welches die Volksverderber am liebsten als ein Musterbild aufstellen, auf's Entschiedenste und Unwiderleglichste dargethan; es dürfte dieß die beste Aufklärung über jene Scheinaufklärung sein, wie auch der Satz volle Würdigung finden mag: Die Fehler der Völker seien die Rechtfertigung der Fürsten.

Inhaltsverzeichniß.

Rose, die, von Rom, oder ehre Vater und Mutter. Eine Erzählung für die reifere Jugend und Erwachsene. Von dem Verfasser der „Glocke der Andacht“. Achte Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Schicksale der Familie von Schwarzburg, oder Gottes Fügungen sind wunderbar. Eine charakteristische Erzählung aus der Zeit Kaiser Heinrich des Vierten. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 1 Mk. 20 Pf. [12 Gr.]

Schule, die, des Lebens, oder Fall und Erhebung. Eine Erzählung für christliche Jugend und christliches Volk. Mit einem empfehlenden Vorworte von J. A. Boost und Dr. Carl Haas. Mit einem Stahlstiche. Zweite Auflage. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Staatsbürger, der junge. Ein zeitgemäßes nützliches Buch für Söhne des bayerischen Volkes. Mit einem Bilde. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Traumbild, das, der Mutter, oder eine Stunde zu Notre Dame. Ein Familiengemälde unserer Zeit. Zweite verbesserte Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. cart. 1 Mk. 35 Pf. [13½ Gr.]

Tscherkessen, die, oder Dschatemir, der Sohn des Barden. Ein historisch charakteristisches Gemälde aus dem Kaukasus. Mit einem Stahlstiche. Zweite Auflage. 8⁰. 1 Mk. 20 Pf. [12 Gr.]

Uhrenhändler, der, vom Schwarzwalde. Eine Erzählung für christliche Familien und besonders für die reifere Jugend. Vom Verfasser der „Schicksale eines Waisenknaben“. Vierte Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Vaterlandsliebe und Treue in Kampf und Tod, oder Richard, der edle Gebirgsjäger am Königssee. Eine historische Erzählung für die reifere Jugend. Zweite Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 1 Mk. 20 Pf. [12 Gr.]

Verbrechen aus Habsucht, oder die stumme Anklage des Grabes. Ein charakteristisches Gemälde unserer Zeit. Zweite Auflage. Mit Stahlstich. 8⁰. 1 Mk. 50 Pf. [15 Gr.]

Vier Kinder eines Dorfes. Eine Erzählung aus dem Volke für das Volk. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 1 Mk. 20 Pf. [12 Gr.]

Waisen, die, aus Neapel, oder Fürchtet euch nicht — Ich bin bei euch. Eine Erzählung für die reifere Jugend von dem Verfasser der „Glocke der Andacht“. Mit Stahlstich. Vierte Auflage. 8⁰. 1 Mk. 20 Pf. [12 Gr.]

Waitzmann, J. G., Adelheid von Roth, oder der Brandbrunnen. Eine wahre Geschichte aus den Zeiten des schwäbischen Ritterthums. Dritte Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 1 Mk. [10 Gr.]

— — **Der Morgen in der Wallfahrtskirche. — Das doppelte** Kapital. Zwei lehrreiche Erzählungen. Nach wahren Begebenheiten erzählt. Vierte Auflage. Mit bischöflicher Approbation und zwei Stahlstichen. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Wallfahrt, die segensreiche, zum heiligen Grabe. Eine in Bezug auf die gegenwärtige Gestalt Palästina's sehr belehrende und unterhaltende Erzählung. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Mit einem Stahlstiche. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Französische Jugendschriften.

Amour et fidélité patriotiques, ou Richard, le noble chasseur du Koenigssée. Conte historique à l'usage de la jeunesse par l'auteur des enfants de la veuve. Traduit de l'allemand par F. Bourier, Professeur. Avec une gravure sur acier. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

L'enfant trouvé de Grenade, ou la vigilance de la Providence. Conte moral du temps des Maures d'Espagne. A l'usage des adolescents par l'auteur de la cloche de la dévotion. Traduit de l'allemand par F. Bourier, Professeur. Avec une gravure en taille douce. 8⁰. 90 Pf. [9 Gr.]

Les enfants de la veuve, ou Dieu secourt ceux qui souffrent innocemment et humilie les coupables. Conte à l'usage de la jeunesse. Traduit de l'allemand par F. Bourier, Professeur. Avec une gravure sur acier. 8⁰. 60 Pf. [6 Gr.]

Schul